



# Leseprobe

Professor Dr. Christopher Clark  
**Frühling der Revolution**  
Europa 1848/49 und der  
Kampf für eine neue Welt

---

»Dieses Buch ist dick wie juristischer Kommentar, aber fesselnd wie ein Pageturner, anschaulich, stilistisch brilliant, gelehrt, spannend, hintergründig – und oft so lebendig geschrieben, als sei man mit Clark auf einer Kamerafahrt in die wilde Zeit des Völkerfrühlings.« *Joachim Käppner, Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 48,00 €



---

Seiten: 1168

Erscheinungstermin: 27. September 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Das neue, epochale Werk von Bestsellerautor Christopher Clark: Der beliebte Historiker erklärt uns wie kein anderer, wie wir wurden, wer wir heute sind, welche Werte wir vertreten, wofür wir kämpfen**

In der Geschichte Europas gibt es keinen Moment, der aufregender, aber auch keinen, der beängstigender war als der Frühling des Jahres 1848. Scheinbar aus dem Nichts versammelten sich in unzähligen Städten von Palermo bis Paris und Venedig riesige Menschenmengen, manchmal in friedlicher, oft auch in gewalttätiger Absicht. Die politische Ordnung, die seit Napoleons Niederlage alles zusammengehalten hatte, brach in sich zusammen.

Christopher Clarks spektakuläres neues Buch erweckt mit Schwung, Esprit und neuen Erkenntnissen diese außergewöhnliche Epoche zum Leben. Überall brachen sich neue politische Ideen, Glaubenssätze und Erwartungen Bahn. Es ging um die Rolle der Frau in der Gesellschaft, das Ende der Sklaverei, das Recht auf Arbeit, nationale Unabhängigkeit und die jüdische Emanzipation. Dies waren plötzlich zentrale Lebensthemen für unendlich viele Menschen - und es wurde hart um sie gekämpft.

Die Ideen von 1848 verbreiteten sich um die ganze Welt und veränderten die Verhältnisse zum Besseren, zuweilen aber auch zum viel Schlechteren. Und aus den Trümmern erhob sich ein neues und ganz anderes Europa.

Christopher Clark  
**FRÜHLING DER REVOLUTION**

Christopher Clark

# FRÜHLING DER REVOLUTION

*Europa 1848/49  
und der Kampf für  
eine neue Welt*

Aus dem Englischen von  
Norbert Juraschitz, Klaus-Dieter Schmidt  
und Andreas Wirthensohn

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2023 unter dem Titel  
»Revolutionary Spring. Fighting for a New World, 1848–1849«  
bei Allen Lane, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2023 Christopher Clark

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Penguin Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: akg-images/Album/Oronoz

Karten: Peter Palm, Berlin

Lektorat: Jonas Wegerer, Freiburg

Reproduktion: Lorenz + Zeller GmbH, Inning a. Ammersee

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04829-5

[www.dva.de](http://www.dva.de)

*Für Kristina*

*Mehiläinen maasta nousi,  
simasiipi mättähältä;  
jopa lenti löyhytteli,  
pienin siivin siuotteli.  
Lenti kuun keheä myöten,  
päivän päärmettä samosi*

# INHALT

Einleitung

9

1 Soziale Fragen

27

2 Ordnungskonzepte

133

3 Konfrontation

239

4 Explosionen

371

5 Regimewechsel

477

6 Emanzipation

561

7 Entropie

641

8 Gegenrevolution

773

9 Nach 1848  
929

Schluss  
1011

## **ANHANG**

Dank  
1029

Karten  
1033

Anmerkungen  
1043

Register  
1139

Bildnachweis  
1163



## EINLEITUNG

In ihrer Intensität und geographischen Reichweite waren die Revolutionen von 1848 einzigartig – zumindest in der europäischen Geschichte. Weder die Französische Revolution von 1789 noch die Revolution von 1830, weder die Pariser Kommune von 1871 noch die russischen Revolutionen von 1905 und 1917 lösten eine vergleichbare transkontinentale Lawine aus. Das Jahr 1989 scheint sich besser für einen Vergleich zu eignen, aber noch heute ist umstritten, ob man die damaligen Aufstände überhaupt als »Revolutionen« bezeichnen kann. Im Jahr 1848 hingegen brachen politische Unruhen zeitgleich auf dem ganzen Kontinent aus, von der Schweiz und Portugal bis in die Walachei und Moldau, von Norwegen, Dänemark und Schweden bis nach Palermo und zu den Ionischen Inseln. Es war die einzige wahrhaft europäische Revolution der Geschichte.

In gewisser Hinsicht handelte es sich jedoch auch um einen globalen Aufstand, oder sagen wir, einen europäischen Aufstand mit einer globalen Dimension. Die Nachricht von der Revolution in Paris hatte tiefgreifenden Einfluss auf die französische Karibik, und die Maßnahmen, die London ergriff, um eine Revolution auf britischem Kernland zu verhindern, lösten in der gesamten Peripherie des Empires Proteste und Unruhen aus. Auch in den jungen Nationen Lateinamerikas elektrisierten die europäischen Revolutionen liberale und radikale politische Eliten. Sogar im fernen Australien schlug die Februarrevolution politische Wellen, auch wenn die Nachricht von deren Ereignissen erst am 19. Juni 1848 Sydney in der Kolonie New South Wales erreichte – eine Erinnerung an die »Tyrannei der Entfernung«, die der australische Historiker Geoffrey Blainey einst schwermütig beklagte.

An den Revolutionen war ein breites Panorama charismatischer und begabter Akteure beteiligt, von Giuseppe Garibaldi bis zu Marie d'Agoult, die Autorin (unter einem männlichen Pseudonym) der besten zeitgenössischen Geschichte der Revolutionen in Frankreich; vom französischen Sozialisten Louis Blanc bis zum Anführer der ungarischen Nationalbewegung Lajos Kossuth; vom brillanten konservativen, liberalen Gesellschaftstheoretiker, Historiker und Politiker Alexis-Charles-Henri Clérel de Tocqueville bis hin zum walachischen Soldaten, Journalisten und Agrarradikalen Nicolae Bălcescu. Vom jungen patriotischen Dichter Sándor Petőfi, dessen Vortrag einer neuen Nationalhymne für die Ungarn die revolutionären Massen in Budapest elektrisierte, bis hin zum unruhigen Priester Félicité de Lamennais, der durch seinen letztlich erfolglosen Versuch, seinen Glauben mit der Politik zu versöhnen, zu einem der bekanntesten Denker in der Welt vor 1848 wurde; von der Schriftstellerin George Sand, die für die provisorische Regierung in Paris »revolutionäre Bulletins« verfasste, bis zum römischen Volkstribun Angelo Brunetti, den man liebevoll Ciceruacchio oder »Pummelchen« nannte – ein wahrer Mann des Volkes, der maßgeblich am Verlauf der römischen Revolution 1848/49 beteiligt war. Ganz zu schweigen von den unzähligen Frauen, die auf den Straßen europäischer Städte Flugblätter und Zeitungen verkauften oder auf den Barrikaden kämpften (auf den Darstellungen dieser Revolutionen sind sie sehr prominent vertreten). Für politisch empfindsame Europäer war das Jahr 1848 ein umfassender Moment der gemeinsamen Erfahrung. Es machte sie alle zu Zeitgenossen, brandmarkte sie mit Erinnerungen, die sie ihr Leben lang nicht vergessen sollten.

Diese Revolutionen wurden als *europäische* Aufstände wahrgenommen – dafür gibt es eine Fülle an Hinweisen; im Rückblick jedoch wurden sie nationalisiert.<sup>1</sup> Die Historiker und Akteure der Erinnerungskultur der europäischen Nationen vereinnahmten sie zu spezifisch nationalen Geschichten. Das vermeintliche Scheitern der deutschen Revolutionen wurde in das nationale Narrativ vom »Son-

derweg« aufgesogen; und dort trug es erheblich dazu bei, eine These über Deutschlands Irrweg in die Moderne zu befeuern – einen Weg, der in der Katastrophe der Diktatur Hitlers kulminierte. Etwas Ähnliches geschah in Italien, wo das Scheitern der Revolution im Jahr 1848 als Scheidepunkt der Entwicklung hin zu einer autoritären Tendenz im neuen italienischen Königreich und damit als Wegbereiter für den Marsch auf Rom 1922 und die anschließende faschistische Machtübernahme angesehen wurde. In Frankreich galt das Scheitern von 1848 als Vorbote für das bonapartistische Zwischenspiel des Zweiten Kaiserreichs, das wiederum den späteren Triumph des Gaullismus vorwegnahm. Mit anderen Worten, die Konzentration auf das angebliche Scheitern von 1848 hatte zugleich die Konsequenz, dass eine Kanalisierung dieser Geschichten in eine Vielzahl paralleler, auf den Nationalstaat fokussierter Narrative ermöglicht wurde. Nichts demonstriert eindrucksvoller die enorme Macht des Nationalstaats, die historische Überlieferung zu prägen, als diese miteinander zusammenhängenden Aufstände und ihre Zersplitterung im heutigen Gedächtnis – wir spüren diese Macht noch heute. Man kann die Ereignisse von 1848 in drei Phasen unterteilen: Im Februar und März verbreiteten sich Unruhen wie ein Lauffeuer über den ganzen Kontinent, sprangen von Stadt zu Stadt und lösten unzählige Aufstände in den Orten dazwischen aus. Der österreichische Kanzler, Fürst Metternich, floh aus Wien, die preußische Armee wurde aus Berlin abgezogen, die Könige von Sardinien, Dänemark und Neapel erließen Konstitutionen – alles schien so einfach. Das war der Tahrir-Platz-Moment: Es war durchaus verzeihlich zu glauben, dass die Bewegung die ganze Gesellschaft erfasst habe; die einmütige Euphorie war ansteckend: »Mich hielt es nicht in der Stube, ich mußte hinaus in die Winterkälte und bis zur Ermüdung fort und fort gehen«, schrieb ein deutscher Revolutionär, »um nur mein Blut zu beruhigen, mein Herz, welches vor ungeahnter und unverstandener Bewegung mir die Brust zu sprengen drohte, langsamer schlagen zu machen.«<sup>2</sup> In Mailand fielen sich völlig Fremde auf der Straße in die Arme. Das waren die

Frühlingstage von 1848. Doch die Spaltungen innerhalb des Aufstands (die bereits in den ersten Stunden des Konflikts latent vorhanden waren) traten schon bald offen zutage: Im Mai versuchten radikale Demonstranten in Paris, die durch die Februarrevolution eingesetzte Nationalversammlung zu stürmen und zu stürzen, während in Wien österreichische Demokraten gegen die Langsamkeit der liberalen Reformen protestierten und einen Sicherheitsausschuss ins Leben riefen. Im Juni kam es auf den Straßen größerer Städte zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen den liberalen (in Frankreich republikanischen) Führungen und radikalisierten Menschenmengen. In Paris kulminierte das Ganze in der Brutalität und dem Blutvergießen der »Juni-Tage«, bei denen mindestens 3000 Aufständische umkamen. Das war der lange heiße Sommer von 1848, den Karl Marx hämisch als den Moment erkannte, an dem die Revolution ihre Unschuld verlor und die süße (aber trügerische) Einmütigkeit des Frühlings dem erbitterten Klassenkampf wich.

Der Herbst 1848 bot ein komplexeres Bild. Im September, Oktober und November kam in Berlin, Prag, Wien und in der Walachei die Konterrevolution ins Rollen. Parlamente wurden geschlossen, Aufständische verhaftet und verurteilt, Soldaten kehrten in Scharen auf die Straßen der Städte zurück. Gleichzeitig brach jedoch eine zweite, von Demokraten und sozial gesinnten Republikanern unterschiedlicher Couleur dominierte Phase der radikalen Revolte an, nämlich in den süddeutschen Staaten (vor allem in Baden und Württemberg), im Westen und Süden Frankreichs und in Rom, wo die Radikalen nach der Flucht des Papstes am 24. November sogar eine Römische Republik ausriefen. In Süddeutschland wurde diese zweite Aufstandswelle erst im Sommer 1849 niedergeschlagen, als preußische Truppen die Festung Rastatt im Großherzogtum Baden einnahmen, die letzte Bastion des radikalen Aufstands. Kurz danach, im August 1849, zerschlugen französische Truppen die Römische Republik und stellten das Papsttum wieder her, sehr zum Ärger all jener, die Frankreich einst als Schirmherrin der Revolution auf dem ganzen Kontinent ver-

eht hatten. Um die gleiche Zeit ging auch der erbitterte Kampf um die Zukunft des Königreichs Ungarn zu Ende, als österreichische und russische Truppen das Land besetzten. Ende Sommer 1849 waren die Revolutionen weitgehend vorüber.

Diese düsteren und häufig sehr gewaltsamen Tage der Abrechnung hatten nicht zuletzt zur Folge, dass dem Narrativ dieser Aufstände ein erlösender Abschluss fehlte. Ebendieses Stigma des Scheiterns schreckte mich seinerzeit von den Revolutionen 1848 ab, als ich ihnen in der Schule zum ersten Mal begegnete. Komplexität und Scheitern, das ist eine unattraktive Kombination.

Warum sollten wir uns also heute die Mühe machen, uns mit den Ereignissen von 1848 zu befassen? Erstens sind die Revolutionen von 1848 in Wirklichkeit *nicht* gescheitert: In vielen Ländern bewirkten sie einen zügigen und dauerhaften konstitutionellen Wandel; und das Europa nach 1848 war oder wurde ein völlig anderer Ort. Man sollte sich diesen kontinentalen Aufstand eher als Teilchenbeschleuniger im Zentrum des europäischen 19. Jahrhunderts vorstellen. Menschen, Gruppierungen und Ideen flogen hinein, prallten aufeinander, verschmolzen oder zersplitterten und traten in Formen neuer Einheiten hervor, deren Spuren sich durch die kommenden Jahrzehnte ziehen. Politische Bewegungen und Ideen, vom Sozialismus und demokratischen Radikalismus bis hin zum Liberalismus, Nationalismus, Korporatismus und Konservatismus, wurden in dieser Kammer getestet; und sie wurden allesamt verändert, mit tiefgreifenden Konsequenzen für die neuere Geschichte Europas. Außerdem bewirkten die Revolutionen – ungeachtet dessen, dass sich die Vorstellung von ihrem »Scheitern« so hartnäckig hielt – einen tiefgreifenden Wandel in politischen und administrativen Verfahren auf dem ganzen Kontinent, gewissermaßen eine europäische »Revolution in der Regierung«.

Zweitens haben die Fragen, die die Aufständischen von 1848 stellten, nichts von ihrer Bedeutung verloren. Ein paar Ausnahmen liegen auf der Hand: Wir zerbrechen uns nicht länger den Kopf über die

weltliche Macht des Papsttums oder die »Schleswig-Holstein-Frage«. Aber wir fragen uns immer noch, was geschieht, wenn Forderungen nach politischer oder wirtschaftlicher Freiheit im Konflikt stehen mit Forderungen nach sozialen Rechten. Pressefreiheit sei gut und schön, wurden die Radikalen von 1848 nicht müde zu betonen, aber welchen Sinn habe eine anspruchsvolle Zeitung, wenn man sie vor lauter Hunger nicht lesen könne? Deutsche Radikale brachten das Problem mit der hübschen Gegenüberstellung von »Pressefreiheit« und »Fressefreiheit« trefflich auf den Punkt.

Das Schreckgespenst der »Pauperisierung« hatte drohend über den 1840er Jahren gehangen. Wie war es möglich, dass selbst Menschen mit Vollzeitbeschäftigung kaum genügend verdienten, um sich zu ernähren? Ganze Sektoren der Fertigung – die Weber waren das bekannteste Beispiel – schienen von diesem misslichen Zustand betroffen zu sein. Aber was hatte diese Woge der Verelendung zu bedeuten? War die eklatante Ungleichheit zwischen Reich und Arm einfach ein gottgewollter Teil des menschlichen Schicksals, wie Konservative behaupteten, war sie ein Symptom für die Rückständigkeit und allzu starke Regulierung, wie Liberale argumentierten, oder war sie doch vom politischen und wirtschaftlichen System in seiner jetzigen Gestalt erzeugt worden, wie die Radikalen betonten? Konservative setzten auf wohlthätige Linderung, Liberale auf wirtschaftliche Deregulierung und industrielles Wachstum, während die Radikalen weniger optimistisch waren: In ihren Augen gründete die ganze Wirtschaftsordnung auf der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken. Diese Fragen haben von ihrer Aktualität nichts verloren. Das Problem der »Erwerbsarmut« zählt auch heute zu den brennendsten Fragen der Sozialpolitik. Und das Verhältnis zwischen Kapitalismus und sozialer Ungleichheit steht weiterhin auf dem Prüfstand.

Besonders heikel war die Frage nach der Arbeit. Was, wenn Arbeit selbst zur Mangelware wurde? Der Abschwung der Konjunktur im Winter und Frühjahr 1847/48 hatte viele Tausende Männer und Frauen ihren Job gekostet. Hatten Bürger das Recht, die Zuteilung

eines Arbeitsplatzes zu fordern, der für ein würdiges Dasein unerlässlich war? Der Versuch, eine Antwort auf diese Frage zu finden, brachte in Paris die umstrittenen *Ateliers nationaux* (»Nationalwerkstätten«) und ihre unzähligen Pendants in anderen Teilen Europas hervor. Und doch war es alles andere als einfach, hart arbeitende Bauern etwa im französischen Limousin zu überzeugen, dass sie zusätzliche Abgaben zahlen mussten, um Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Männer zu finanzieren, die sie als Pariser Herumtreiber ansahen. Andererseits löste ausgerechnet die unvermutete Schließung dieser Werkstätten, die 100 000 Arbeitslose wieder auf die Straßen der Hauptstadt spülte, die Gewalt der Pariser Junitage von 1848 aus.

Der Düsseldorfer Künstler Johann Peter Hasenclever fing diese Frage in seinem brillanten Ölgemälde *Arbeiter vor dem Magistrat* ein. Das 1849 gemalte und in mehreren Fassungen weithin ausgestellte Bild zeigt eine Arbeiterdelegation, deren Beschäftigungsprogramm – das die Ausgrabung verschiedener Arme des Rheins umfasste – im Herbst 1848 aus Mangel an Geldern eingestellt worden war. In einer opulent geschmückten Ratskammer legen die Arbeiter den Stadtvätern Düsseldorfs eine Protestpetition vor. Durch ein großes Fenster ist ein Redner zu sehen, der draußen auf einem Platz zu einer tobenden Menschenmenge spricht. Karl Marx liebte dieses Gemälde, weil es eindrücklich das abbildete, was er als einen Konflikt zwischen Klassen ansah. Am Ende eines langen Artikels für die *New York Tribune* lobte er den Künstler, weil er in einem Bild einen Zustand mit »dramatischer Vitalität« wiedergegeben habe, den ein fortschrittlicher Schriftsteller sich nur über viele Seiten hinweg zu analysieren erhoffen könne.<sup>3</sup> Fragen zu sozialen Rechten, zur Armut und zum Recht auf Arbeit zerrissen die Revolutionen im Sommer 1848. Man kann kaum sagen, dass diese Fragen an Dringlichkeit eingebüßt hätten.

Als nichtlinear verlaufene, phasenweise gewaltsame und transformative »unvollendete Revolution« bleibt 1848 auch für heutige Leser ein bemerkenswertes Studienobjekt. In den Jahren 2010/11 wiesen viele Journalisten und Historiker auf die verblüffende Ähnlichkeit

in Kairo in vielerlei Hinsicht nicht dem Markusplatz in Venedig, zwar ist die *Vossische Zeitung* nicht Facebook – aber die Dinge sind sich doch so ähnlich, dass einem größere, verbindende Gedanken in den Sinn kommen. Der entscheidende Punkt ist ein allgemeiner Aspekt: Mit ihrer verwirrenden Vielfältigkeit, mit der unvorhersehbaren Interaktion so vieler Kräfte ähneln die Unruhen um die Mitte des 19. Jahrhunderts den chaotischen Erhebungen unserer Zeit, bei denen es schwerfällt, klar definierte Endpunkte zu nennen.

Die Revolution von 1848 war eine Revolution der Versammlungen: die Konstituierende Versammlung in Paris, die den Weg für die Legislative mit einer Kammer namens *Assemblée nationale* frei machte; die Preußische Nationalversammlung in Berlin, die nach eigens zu diesem Zweck erlassenen Gesetzen gewählt worden war; das Parlament in Frankfurt, das im noblen Rundbau der Paulskirche in der Frankfurter Innenstadt einberufen wurde. Der ungarische Landtag war ein sehr altes Gremium, doch im Lauf der ungarischen Revolutionen von 1848 trat in der Stadt Pest ein neuer nationaler Landtag zusammen. Die revolutionären Aufständischen von Neapel, Sardinien, von der Toskana und dem Kirchenstaat gründeten allesamt neue parlamentarische Gremien. Die Revolutionäre von Sizilien, die sich von der neapolitanischen Herrschaft befreien wollten, gründeten ihr eigenes, rein sizilianisches Parlament, das im April 1848 den neapolitanischen Bourbonen, König Ferdinand II., absetzte.

Doch die Versammlungen waren nur ein Schauplatz. Im Sommer 1848 gerieten sie massiv unter Druck, nicht nur von Seiten der monarchischen Exekutive in vielen Staaten, sondern auch durch eine Reihe rivalisierender Akteure radikalerer Couleur: Netzwerke von Vereinen und »Komitees« etwa oder radikale Gegenversammlungen wie der in Frankfurt im Juli 1848 gegründete Deutsche Handwerker- und Gewerbe-Congress, der jene Arbeiter in Handwerksberufen repräsentierte, deren Interessen in der liberalen und von der Mittelschicht dominierten Nationalversammlung nicht berücksichtigt wurden. Sogar dieses Organ spaltete sich nach fünf Tagen wiederum



in zwei separate Kongresse auf, weil es sich als unmöglich erwies, die Kluft zwischen Meistern und Gesellen zu überwinden.

Liberalen verehrten die Parlamente und blickten mit Beklemmung auf die Vereine und Versammlungen der Radikalen, die in ihren Augen die großartige Kultur ordnungsgemäß gewählter und konstituierter Kammern allenfalls karikierten. Aus der Perspektive der »Kammerliberalen« noch alarmierender war jedoch die Aussicht, dass Demonstrationen eigens zu dem Zweck organisiert wurden, sich direkt in die Angelegenheiten der Parlamente einzumischen. Genau das geschah am 15. Mai 1848 in Paris, als eine Menschenmenge in den schwach bewachten Saal der Nationalversammlung eindrang, den Ablauf störte, eine Petition verlas und dann zum Hôtel de Ville abzog, wo sie eine »aufständische Regierung« unter Führung namhafter Radikaler ausrief. Die Spannung zwischen parlamentarischen und anderen Formen der Repräsentation – zwischen repräsentativen und direkten Formen der Demokratie – ist ein weiteres Merkmal von 1848, das noch in der heutigen politischen Landschaft nachklingt. Die Parlamente sehen sich derzeit mit einem Absinken der öffentlichen Wertschätzung konfrontiert, und eine breite Palette rivalisierender nicht- oder außerparlamentarischer Gruppierungen ist entstanden, die soziale Medien nutzen und sich im Umfeld von Themen organisieren, die professionelle Politiker möglicherweise nicht auf dem Schirm haben.

1848 war nicht nur eine Geschichte der Revolutionäre. Liberal gesinnte Historiker des 20. und 21. Jahrhunderts fühlten sich naturgemäß zu der Sache derjenigen hingezogen, deren Forderungen – nach Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit, nach Verfassungen, regelmäßigen Wahlen und Parlamenten – in das Repertoire der modernen liberalen Demokratie Einzug hielten. Ich teile zwar diese Affinität zu Zeitung lesenden, Kaffee trinkenden, prozessorientierten Liberalen, aber mir kommt es so vor, als würde eine Schilderung, die die Ereignisse lediglich von einem aufständischen oder liberalen Standpunkt aus betrachtet, einen wesentlichen Teil des dramatischen Verlaufs und

der Bedeutung dieser Revolutionen außer Acht lassen. Sie waren ein vielschichtiges Aufeinandertreffen alter und neuer Kräfte, bei dem die alten ebenso zur Gestaltung der kurz- und langfristigen Ergebnisse der Revolutionen beitrugen wie die neuen. Doch selbst diese Korrektur greift zu kurz, weil die »alten Kräfte«, die die Revolution überstanden, ihrerseits durch sie verändert wurden, wenn auch im Großen und Ganzen nicht auf eine Weise, für die sich Historiker groß interessiert haben. Der künftige preußische Ministerpräsident und deutsche Staatsmann Otto von Bismarck war 1848 noch ein kleines Licht, aber die Revolution verschaffte ihm die Gelegenheit, sein persönliches Schicksal mit der Zukunft seines Landes zu verschmelzen. Sein Leben lang würdigte er 1848 als einen Bruch zwischen einer Epoche und der nächsten, als einen Moment des Wandels, ohne den seine eigene Karriere undenkbar gewesen wäre. Das Papsttum Pius' IX. wurde durch die Revolutionen von Grund auf verändert, genau wie die katholische Kirche und ihr Verhältnis zur modernen Welt. Die heutige katholische Kirche ist in vieler Hinsicht die Frucht dieses Moments. Napoleon III. betrachtete sich keineswegs als Abrissbirne der Revolution, sondern vielmehr als Restaurator der Ordnung. Er sprach von der Notwendigkeit, die von der Revolution entfesselten Kräfte nicht abzublocken, sondern zu kanalisieren, den Staat als die Avantgarde des materiellen Fortschritts zu etablieren.

Es war ein Aufstand, bei dem es bisweilen schwerfiel und -fällt, die Trennlinie zwischen Revolution und Konterrevolution zu ziehen. Viele »1848er« starben für ihre Überzeugungen oder gingen ins Exil oder Gefängnis, andere aber wechselten die Seite, schlossen mit den postrevolutionären Regierungen ihren Frieden, die ihrerseits durch den revolutionären Schock verändert oder geläutert worden waren. So begann ein langer Marsch durch die Institutionen. Mehr als ein Drittel der Präfekten (der regionalen Polizeichefs) des bonapartistischen Frankreichs nach 1848 waren ehemalige Radikale; das Gleiche galt für den österreichischen Innenminister von Juli 1849 an, Alexander von Bach, dessen Name einst auf der Liste der verdächtigen

Demokraten gestanden hatte, die die Wiener Polizei geführt hatte. Konterrevolutionäre waren – in ihren eigenen Augen – meistens die Vollstrecker der Revolution und nicht deren Totengräber. Indem wir diesen Aspekt verstehen, wird es uns möglich, klarer zu erkennen, inwiefern diese Revolution Europa veränderte.

In der Erinnerung waren die Revolutionen (zumindest bei vielen ehemaligen Teilnehmern) von starken Licht-Schatten-Kontrasten geprägt: die strahlende Euphorie der ersten Tage, dann die Enttäuschung, Bitterkeit und Melancholie, die sich einstellten, als die Konterrevolution »ein eisernes Netz« (wie die Berlinerin Fanny Lewald es nannte) über die aufständischen Städte ausspannte.<sup>4</sup> Euphorie und Enttäuschung waren Teil der Geschichte, aber auch Angst. Soldaten hatten vor wütenden Stadtbewohnern fast ebenso viel Angst wie Letztere vor ihnen. Die plötzlichen Panikausbrüche der Menschenmassen, denen sich Soldaten entgegenstellten, lösten unberechenbare Massenfluchten aus, die in jeder aufständischen Stadt zu beobachten waren. »Seit dem 25. Februar«, schrieb Émile Thomas, der Architekt der Nationalwerkstätten in Paris und später ein eifriger Bonapartist, »haben wir unter dem Einfluss der Angst regiert, unter jenem schlechten Ratgeber, der alle guten Absichten lähmt.«<sup>5</sup>

Anführer der Liberalen befürchteten, dass sie außerstande sein könnten, die durch die Revolution freigesetzten sozialen Energien zu kontrollieren. Menschen von geringerer sozialer Stellung hatten wiederum Angst, dass eine Verschwörung im Gange sei, um die Revolution hinters Licht zu führen, ihre Errungenschaften rückgängig zu machen und die einfachen Bürger für immer in Armut und Hilflosigkeit zu stürzen. Die Stadtbewohner der Mittelschicht zuckten zusammen, als ungehobelte Gestalten aus den Vorstädten durch die Stadttore strömten, von denen inzwischen die militärischen Wachen abgezogen waren. Sie hatten Angst um ihr Vermögen und bisweilen um ihr Leben. In Palermo hatte der Aufstand eine rohe, vielschichtige und potenziell unbeherrschbare soziale Unterströmung. Die ersten Führer der Revolution in der sizilianischen Stadt waren noch schwer-

fällige und berechenbare Würdenträger gewesen, bei denen man sich darauf verlassen konnte, dass sie maßvoll und vernünftig handelten. Wie Ferdinando Malvica, der Autor einer großen, unveröffentlichten zeitgenössischen Chronik der palermitanischen Revolution schilderte, füllten sich die Straßen jedoch schon bald mit bewaffneten *maestranze* (Zunftmitgliedern) und, noch beunruhigender, mit Trupps aus dem Umland: Dabei handelte es sich um »grausame Männer, so gut wie ohne menschliche Gefühle, ebenso blutrünstig wie rüpelhaft, hässliche Leute [von denen] sich die wunderschöne Hauptstadt Siziliens umgeben sah, infernalische Stämme, lediglich von Kreaturen bevölkert, an denen nichts Menschliches [war] außer ihren sonnenverbrannten Gesichtern«. <sup>6</sup> Ohne die treibende Kraft und die vermeintliche Bedrohung, die von solchen Leuten ausging, hätten die Aufstände von 1848 niemals Erfolg haben können; und doch lähmte eine alles durchdringende Angst vor den niederen Ständen die Revolution in den späteren Phasen und machte es leichter, verschiedene Interessengruppen gegeneinander auszuspielen, Liberale in die Arme der etablierten Obrigkeit zu treiben und Radikale als Feinde der gesellschaftlichen Ordnung zu isolieren. Andererseits konnte das Nachlassen der Furcht auch Ausbrüche euphorischer Emotionen auslösen, wie es in vielen europäischen Städten in den Frühlingstagen geschah, als Bürger plötzlich ihre Angst vor den Sicherheitskräften der Geheimpolizei ablegten oder überwandten. Konkrete Gefühlsausbrüche ließen sich als Ausdruck der revolutionären Empfindsamkeit deuten, und einige Emotionen vermitteln, wie unverwechselbar 1848 als Moment des Aufstands der Mittelschicht war. In den frühen Morgenstunden des 9. November 1848 wurde der radikale Abgeordnete Robert Blum – laut mehreren Gedichten und Liedern, die an seinen Tod erinnern – dabei beobachtet, wie er auf dem Weg zu seiner Hinrichtung eine Träne vergoss. Als ein Offizier daraufhin meinte: »Haben Sie keine Angst, in ein paar Augenblicken ist alles vorbei«, wischte Blum den Versuch, ihn zu trösten, beiseite und erwiderte, indem er sich zu seiner vollen (nicht allzu hohen) Größe aufrichtete: »Diese Träne ist

nicht die Träne des Abgeordneten der deutschen Nation Robert Blum. Dies ist die Träne des Vaters und des Ehemanns.«

Blums Träne hielt Einzug in die Legende der Radikalen. Das Lied »Was zieht dort zur Brigittenau (Vom Tode Robert Blums)«, das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in allen süddeutschen Staaten gesungen wurde, enthält einen Verweis auf diesen Moment des privaten Kummers mitten im öffentlichen Ritual einer politisch motivierten Hinrichtung: »Die Träne für Weib und Kinder«, intoniert es feierlich, »entehret keinen Mann.« Die Träne lebte in der Erinnerung weiter, weil sie Blum als einen mit der Mittelschicht und deren Werten verbundenen Mann präsentierte, als Privatmann, der in die Politik eingetreten war. Das war Politik im bürgerlichen Sinn.

Selbstverständlich zeigten auch die Konterrevolutionäre Gefühle. Am Ende einer außergewöhnlichen Rede im Vereinigten Landtag in Berlin, in der Otto von Bismarck widerwillig erklärte, dass er die Revolution nunmehr als eine unumkehrbare historische Tatsache und das neue liberale Ministerium als die künftige Regierung akzeptiere, verließ er unter heftigem Schluchzen das Rednerpult. Diese Tränen waren, anders als diejenigen Blums, betont öffentlich, sowohl in ihrem performativen Charakter wie in ihrer Ursächlichkeit. Der Aufruf »Berliner Schweine!«, den Rekruten aus den dörflichen Provinzen Brandenburgs schrien, als sie in der Hauptstadt mit Knüppeln und Eisenstangen während der Märztage auf mutmaßliche Barrikadenkämpfer einprügelten, verrät uns einiges (wenn auch gewiss nicht alles) über die Gefühle, die die Jugend des Landes beim Auftrag der städtischen Aufstandsbekämpfung empfand. Rachsucht und Wut waren ausschlaggebend für die Brutalität österreichischer Generäle wie Julius von Haynau, der allem Anschein nach die Todesurteile und Hinrichtungen sehr genoss, die er gegen besiegte ungarische Aufständische vollstreckte.

Dieses Buch beschreibt in Kapitel 1 die prekäre soziale Welt in Europa vor 1848 – eine Ära, in der die große Mehrheit der Bevölkerung im Zuge des rasanten Wandels in Bedrängnis geriet und litt. Zwischen

sozialer Not und politischen Unruhen bestand zwar ein tiefer, nicht aber zwangsläufig direkter Zusammenhang. Der wirtschaftlich motivierte Protest und das unübersehbare, soziale Elend entfesselten jedoch eine polarisierende, politische Energie, die dazu beitrug, die Loyalitäten jener zu prägen, die die Revolutionen von 1848 durchführen oder erben sollten. Das politische Universum, in dem die Revolutionen ausbrachen (Kapitel 2), war nicht durch feste Verpflichtungen und stabile Parteizugehörigkeiten strukturiert. Die Europäer dieser Zeit vollführten überaus eigenwillige Reisen durch einen regelrechten Archipel aus Argumenten und Gedankenketten. Sie waren in Bewegung, und das blieben sie auch während und nach den Revolutionen um die Mitte des Jahrhunderts. Die politischen Konflikte der 1830er und 1840er Jahre (Kapitel 3) wurden entlang unzähliger Spannungslinien ausgetragen. Es gab keine binäre Spaltung, sondern eine Fülle von Rissen, die in alle Richtungen liefen. Das blieb ein Merkmal der Revolutionen selbst, die auf den ersten Blick bemerkenswert chaotisch und undurchsichtig blieben – in dieser Hinsicht ähneln sie den Konflikten, die heute unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Die Kapitel 4 bis 6 konzentrieren sich auf die Revolutionen selbst: Gestalteten die Revolutionäre die Geschehnisse, oder war es eher umgekehrt? Die Aufstände begannen mit Szenen, die häufig grandios dramatisch wirkten. Eine Schilderung des Beginns muss daher sowohl ihre große Wucht als auch die strukturelle und psychosoziale Anfälligkeit erklären, die ihnen später zum Verhängnis werden sollten. Kapitel 5 befasst sich mit den parallelen Vorgängen, die sich an allen Hauptschauplätzen abspielten: die Veränderung der Städte in Schaltkreise, die vor politischen Emotionen nur so brodelten, die feierliche Beisetzung der toten Revolutionäre, die Bildung neuer Regierungen, Kammern und Verfassungen, häufig unter extrem unsicheren Bedingungen. Die Revolutionäre von 1848 hielten sich für die Überbringer und Wegbereiter der »Emanzipation«, aber was hieß das für diejenigen, die hofften, durch sie Emanzipation zu erlangen? Das Nachzeichnen der Pfade der versklavten Afrikaner des französischen

Kolonialreichs, der politisch aktiven Frauen, Juden und »Zigeuner-Sklaven« der rumänischen Gebiete ist eine Möglichkeit, das Ausmaß und die Grenzen dessen zu ermessen, was 1848 wirklich erreicht wurde.

Die Kapitel 7 und 8 untersuchen das Abfallen der Revolutionen, wobei zunächst das allmähliche Nachlassen der revolutionären Energien, die Zersplitterung der Anstrengungen und die Abspaltung von gemeinsamen Unternehmungen im Mittelpunkt stehen, die ein Merkmal des Sommers und Herbstes 1848 waren. Es folgt die lange Reihe zunehmend gewalttätiger Polizeimaßnahmen, die den Revolutionen ein Ende setzten. Um diesen Teil der Geschichte zu erklären, müssen wir nicht nur die Schwächen verstehen, die es ermöglichten, das Momentum der Revolutionen zu stoppen, sondern auch die Wurzeln des Erfolgs der Konterrevolution, die teils in latenten, aus der Vergangenheit ererbten Vorteilen, teils in den Lehren zu suchen sind, die man aus der Beobachtung des Verlaufs der Revolutionen zog. Unter anderem enthüllt diese Schlussphase, wie viel besser es die Konterrevolutionäre verstanden, auf internationaler Ebene zusammenzuarbeiten. Der Verlauf der Revolutionen von 1848 wurde, wie sich zeigt, ebenso sehr von den Beziehungen zwischen Staaten wie auch von den bürgerlichen Unruhen in ihnen geprägt. Kapitel 9 führt in Raum und Zeit von den Epizentren des Aufstands fort. In ganz Nord- und Südamerika, in Südasien und im Pazifischen Raum drangen die Erschütterungen, die von den europäischen Revolutionen ausgelöst worden waren, in komplexe Gesellschaften ein, polarisierten oder klärten politische Debatten und ermahnten alle Beteiligten an die Formbarkeit und Zerbrechlichkeit aller politischen Strukturen. Je weiter wir uns geographisch von Europa entfernen, desto weniger trifft die Metapher »Einfluss« zu – die Verbreitung inhaltlicher Aspekte wurde weniger wichtig als die selektiven Deutungen aus der Ferne, getrieben von lokalen Prozessen politischer Differenzierung und Konflikten. Auf dem europäischen Kontinent hingegen hinterließ 1848 ein tiefes und dauerhaftes Vermächtnis. Um dies klar zu er-

kennen, müssen wir den Menschen, den Ideen und der Geisteskultur der Mitte des 19. Jahrhunderts beim Eintritt in die Revolutionen von 1848 und wieder heraus folgen.

Europäer haben, wie alle Menschen, das Bedürfnis sich mitzuteilen, und dieses Bedürfnis hat sich in keiner Revolution so stark wie 1848 geäußert. Das Jahr brachte eine wirklich erstaunliche Fülle persönlicher Zeugnisse hervor. Ich habe mich durchweg bemüht, auf diese verschiedenen Stimmen zu hören und darüber nachzudenken, welche Hinweise sie uns zur tieferen Bedeutung der sie umringenden Geschehnisse geben können. Aber Redseligkeit ist nicht zwangsläufig kommunikativ, und es ist wichtig, sich auch mit jenen Situationen zu befassen, in denen die Akteure von 1848 eher *aneinander* vorbei als *miteinander* redeten. Reden konnten gleichzeitig aufrüttelnd und hohl sein. Liberale und Radikale sprachen lang und breit vor Dorfbewohnern über die Tugend und Notwendigkeit des revolutionären Kampfes, doch häufig mit dürftigen Ergebnissen. Liberale fanden Mittel und Wege, die Forderungen der Radikalen falsch auszulegen oder einfach zu überhören. Informationen kursierten – ganz ähnlich wie heute – in einem Nebel aus Gerüchten und Falschmeldungen, und die Angst ließ die Bevölkerung auf bestimmte Stimmen und Ideen hören, während sie ihre Ohren für andere verschloss.

Zu den auffälligsten Aspekten dieser Revolutionen zählt die Intensität des historischen Bewusstseins unter so vielen zentralen Akteuren. Das ist ein wesentlicher Unterschied zwischen 1848 und dem großen Vorgänger im 18. Jahrhundert: Die Revolution von 1789 war völlig überraschend eingetreten, während die Zeitgenossen Mitte des 19. Jahrhunderts die Ereignisse dann vor dem Muster des großen Originals deuteten. Zudem taten sie es in einer Welt, in der der Begriff *Geschichte* ein enormes semantisches Gewicht erlangt hatte. Für sie ereignete sich, viel stärker als für die Männer und Frauen von 1789, in der Gegenwart Historisches. Ihre Bewegungen lassen sich in jeder Wende des Verlaufs der Revolution erkennen. Eine erstaunlich große



Zahl von ihnen schrieb Erinnerungen oder historische Abhandlungen, die vor Fußnoten nur so wimmeln.

In den Augen mancher machte diese Tendenz zum Rückblick die Ereignisse von 1848 zu einer jämmerlichen Parodie des großen französischen Originals. Der eloquenteste Verfechter dieser Anschauung war Karl Marx. Aber für andere war das Verhältnis genau umgekehrt: Keineswegs war die epische Energie von 1789 für eine Karikatur vergeudet worden, sondern das durch die erste Revolution ermöglichte historische Bewusstsein hatte sich vielmehr vertieft und war viel breiter propagiert worden, sodass es die Ereignisse von 1848 mit Sinn erfüllte. Der chilenische Schriftsteller, Journalist, Historiker und Politiker Benjamin Vicuña Mackenna erfasste ebendiese Andeutung, als er in seinen Memoiren schrieb:

Die Französische Revolution von 1848 rief in Chile ein starkes Echo hervor. Für uns arme Bewohner einer Kolonie an den Küsten des Pazifik war ihr Vorgänger im Jahr 1789, der in der Geschichte so gefeiert wird, nur ein aufblitzendes Licht in unserer Dunkelheit gewesen. Ein halbes Jahrhundert später hingegen hatte ihre Zwillingschwester jedes Merkmal eines brillanten Strahlens. Wir hatten sie kommen sehen, wir studierten sie, wir verstanden sie, wir bewunderten sie.<sup>7</sup>

# 1

## SOZIALE FRAGEN

Im Folgenden geht es um wirtschaftliche Not, allgegenwärtige Angst, Ernährungskrisen und massive Gewalt. Wir befassen uns mit den Gesellschaften Europas vor 1848, wobei das Augenmerk auf Bereichen der Repression, Verdrängung, Unterdrückung und des Konflikts liegt. Soziale Unzufriedenheit »verursacht« keine Revolutionen – wenn sie das täte, käme es viel häufiger zu Revolutionen. Dennoch war die materielle Not der Europäer Mitte des 19. Jahrhunderts der unverzichtbare Hintergrund für jene Prozesse der politischen Polarisierung, die die Revolutionen erst ermöglichten. Sie war ausschlaggebend für die Motivation vieler Teilnehmer an städtischen Unruhen. Ebenso wichtig wie die Realität und das Ausmaß des Leids waren die Mittel und Wege, mit denen diese Ära soziale Missstände wahrnahm und einordnete. Die »soziale Frage«, die Europäer Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigte, war ein ganzer Komplex realer Probleme, aber sie war zugleich auch eine Art der Wahrnehmung. Das Kapitel beginnt mit Szenen aus dem Leben der Armen und weniger Armen und setzt sich mit den Mechanismen auseinander, die soziale Gruppen voneinander entfremdet und über die Grenze zwischen Auskommen und Not gedrängt haben. Es untersucht die Methoden, die von jenen, die mit ihren Händen Dinge schufen (insbesondere die Weber), angewandt wurden, um ihre Lage durch gezielten Einsatz von Protest und Gewalt zu verbessern. Es schließt mit der politischen und sozialen Unruhe von 1846, als ein gescheiterter politischer Aufstand in Galizien durch einen gewaltsamen sozialen Aufruhr von unten vereinbart wurde – eine Episode, die die Menschen von 1848 eine Fülle düsterer Lektionen lehrte.

## Die Politik der Beschreibung

Wer wissen möchte, wie die ärmsten Arbeiter leben, möge sich in die Rue des Fumiers begeben, die fast ausschließlich von dieser Klasse bewohnt wird. Bücken Sie sich und betreten Sie eine der Kloaken, die auf die Straße hinausgehen; treten Sie ein in einen unterirdischen Gang, wo die Luft feucht und kalt wie in einer Höhle ist. Sie werden merken, dass Ihre Füße auf dem verdreckten Boden rutschen; Sie werden Angst haben, in den Schlamm zu fallen. Auf beiden Seiten werden Sie, wenn Sie weitergehen, dunkle eisige Kammern antreffen, aus deren Wänden schmutziges Wasser sickert, nur vom schwachen Licht eines winzigen Fensters erhellt, das zu stümperhaft angefertigt ist, um es ordentlich zu schließen. Drücken Sie die dünne Tür auf und treten Sie ein, sofern die übel riechende Luft Sie nicht abstößt. Aber passen Sie auf, weil der dreckige, unebene Boden mit Unrat bedeckt ist und weder gepflastert noch ordentlich gefliest. Hier befinden sich drei oder vier schäbige Bettstellen, mit einem Seil zusammengebunden und von abgetragenen Lumpen bedeckt, die kaum jemals gewaschen werden. Und Schränke? Überflüssig. In einem Heim wie diesem gibt es nichts, was man darin aufbewahren könnte. Ein Spinnrad und ein Webstuhl vervollständigen die Einrichtung.

So beschrieben die beiden Ärzte Ange Guépin und Eugène Bonamy im Jahr 1835 die ärmste Straße ihrer Stadt.<sup>1</sup> Es handelte sich nicht um Paris oder Lyon, sondern um Nantes, eine Provinzstadt an der Loire in der Region Obere Bretagne, im Westen Frankreichs. Nantes war keine pulsierende Metropole: Im Jahr 1836 lebten dort knapp 76000 Menschen, zusammen mit rund 10700 überwiegend männlichen Wanderarbeitern, Seeleuten, Reisenden und Garnisonstruppen. Diese Zahlen brachten Nantes keineswegs auf die Liste der 40 bevölkerungsreichsten Städte Europas. Die Stadt hatte vielmehr immer noch alle Mühe, den Schock der Revolutions- und Napoleonischen Kriege zu überwinden. Diese geopolitischen Störungen hatten den

Atlantikhandel einbrechen lassen (insbesondere jenen mit versklavten Afrikanern und Afrikanerinnen), der Nantes im 18. Jahrhundert reich gemacht hatte; an einigen der schönsten Straßen reichten sich die noblen Häuser wohlhabender Sklavenhändler.<sup>2</sup> Die Bevölkerung hatte während der Kriege abgenommen, und trotz eines wirtschaftlichen Aufschwungs nach 1815 wuchs sie weiterhin nur langsam, teils weil sich die französische Atlantikküste nie ganz von den Auswirkungen der britischen Blockade erholte, teils weil der Markt für Textilwaren zunehmend umkämpft war und teils weil eine Ansammlung von Schlick in der Loire inzwischen verhinderte, dass größere Schiffe die Kais der Stadt erreichten. Im Jahr 1837 hatte der Außenhandel der Stadt immer noch nicht den Stand von 1790 erreicht.<sup>3</sup> Eine vom Bürgermeister im Jahr 1838 in Auftrag gegebene Studie zeichnete ein industrielles Leben, das von relativ kleinen Unternehmen dominiert wurde: 25 Baumwollspinnereien mit 1327 Beschäftigten, 12 Bauhöfe mit 565 Beschäftigten, 38 Woll-, Barchent- und Textilfabriken, 9 Kupfer- und Eisengießereien, 13 kleine Zuckerraffinerien mit 310 Beschäftigten, 5 Konservenfabriken mit 290 Beschäftigten und 38 Gerbereien mit 193 Beschäftigten.<sup>4</sup> Eine weit größere Zahl arbeitete außerhalb der Fabriken und Gießereien. Diese Erwerbstätigen nahmen Stückarbeit an, wuschen Wäsche, arbeiteten auf Baustellen oder als Bedienstete der verschiedensten Art.

Doch die relativ bescheidene Stadt wies in ihrem Mikrokosmos extreme Unterschiede in der Lebensqualität auf, und ebendiese zogen die Aufmerksamkeit von Guépin und Bonamy auf sich, zwei Ärzten mit einem ausgeprägten sozialen Gewissen. In einem umfangreichen Werk statistischer Erfassung führten sie dem Leser die Stadt Nantes vor Augen: ihre Straßen, Kais, Fabriken und Plätze, ihre Schulen, Klubs, Bibliotheken, Brunnen, Gefängnisse und Krankenhäuser. Die eindringlichsten Textstellen enthielt ein Kapitel gegen Ende des Buches über die »Daseinsformen verschiedener Klassen der Gesellschaft in Nantes«. Hier lag der Schwerpunkt auf der Vielfalt sozialer Schicksale. Die Autoren unterschieden acht »Klassen« in der Stadt – was

nicht ganz dem dialektischen Dreiklang entsprach, der den Sozialismus nach Marx dominieren sollte. Die erste Klasse umfasste einfach die »Vermögenden«. Darauf folgten die vier Ränge des Bürgertums: das »gehobene Bürgertum«, das »wohlhabende Bürgertum«, das »notleidende Bürgertum« und das »arme Bürgertum«. Am unteren Ende der Pyramide waren die drei Arbeiterklassen angesiedelt: die »begüterten«, die »armen« und die »elenden«.<sup>5</sup>

Die ganzheitliche soziologische Qualität der Beobachtungen ist verblüffend. Die Autoren gingen über die Beschreibung der ökonomischen Bedingungen jeder Gruppe hinaus und tendierten bereits zu einer Bewertung der Lebensweisen, Bräuche, Einstellungen und Werte. »Die Reichen«, stellten sie fest, neigten dazu, wenig Kinder zu haben (im Durchschnitt zwei) und Wohnungen zu belegen, die zwischen zehn und 15 Zimmer aufwiesen, erhellt von zwölf bis 15 hohen und breiten Fenstern. Das Leben der Bewohner wurde durch »tausend kleine Annehmlichkeiten« versüßt, »die man für unverzichtbar halten könnte, wenn sie nicht einem gewaltigen Teil der Bevölkerung verwehrt wären«.

Die nächste Schicht, das gehobene Bürgertum, unternahm enorme Anstrengung zur Organisation der jahreszeitlichen Bälle, welche es für ihre Töchter ausrichtete. Ganze Wohnungen wurden ausgeräumt, um Platz für die Tänzer zu schaffen; für die ältere Generation wurden in der Mansarde Liegen hergerichtet. Die Friseure brachte die Ballsaison schier um den Verstand, weil sie belagert wurden wie Ärzte bei einer Epidemie (sowohl Guépin als auch Bonamy hatten bei der Bekämpfung der Cholera, die 1832 in Nantes grassierte und 800 Bewohner tötete, eine bedeutende Rolle gespielt). Ob die Nacht der Festivitäten wirklich die ganze Mühe wert gewesen war, sei, zumindest nach der Einschätzung der Autoren, fraglich. Denn in Wahrheit sei ein großer Ball in Nantes doch »ein Gedränge, in dem man endlos schwitzt, stickige Luft einatmet und mit Sicherheit die eigenen Aussichten auf ein langes Leben mindert«. Und am nächsten Morgen finde man, wenn es kalt gewesen war, in den Fensterrahmen »Klumpen

schrecklich schmutzigen Eises« vor. »Der Dampf, der beim Kondensieren diese Eisklumpen bildete, war die Atmosphäre, wo 300 Gäste atmeten.«<sup>6</sup>

Während das gehobene Bürgertum eigene Pferde und Kutschen unterhielt, gaben sich die Angehörigen eines Haushalts des »wohlhabenden« Bürgertums (Schicht 3) damit zufrieden, im Stellwagen durch die Stadt zu fahren. Der Hausherr sei ein loyaler Abonnent seines Leseklubs, wussten die Autoren, aber er lebe auch in ständiger Angst, weil er »stets weiß, dass Sparsamkeit und Arbeit nötig sein werden, um seine ganzen Kosten zu decken«. Aufgrund der Notwendigkeit hauszuhalten war die extravagante Lebensweise ausgeschlossen, die die beiden obersten Schichten an den Tag legten, auch wenn sich die Kinder dieser Klasse im Umgang mit den sozial Bessergestellten leichter taten als noch ihre Eltern.

Ganz besonderes Mitgefühl verdiente das »notleidende Bürgertum« (*Bourgeois gênés*: Schicht 4). Dabei handelte es sich um Angestellte, Professoren, Schalterbeamte, Ladenbesitzer, »die untere Schicht der Künstler«: Gemeinsam bildeten sie »eine der am unglücklichsten Klassen«, weil Kontakte zu einer reicheren Schicht sie in Unkosten stürzten, die ihre Mittel überstiegen. Diese Familien konnten sich lediglich mithilfe strengster Sparsamkeit ernähren. Das »arme Bürgertum« (Schicht 5) nahm in dem sozialen Gefüge einen paradoxen Ort ein: Mit etwa 1000 bis 1800 Franc im Jahr verdienten sie kaum mehr als bessergestellte Arbeiter, die die nächste Schicht belegten, und konnten sich lediglich zwei oder drei Zimmer, keine Bediensteten und eine ungleichmäßige Erziehung für ihre Kinder leisten. Es handelte sich um Büroangestellte, Kassierer und niedere Akademiker, deren Los »das Überleben für die Gegenwart und Angst um die Zukunft war«. Was sie unter Armut verstanden, war jedoch großer Reichtum für »begüterte Arbeiter« (Schicht 6), die »ohne Sorgen um die Zukunft« mit einem geringeren Einkommen leben konnten (ihre Löhne reichten von 600 bis 1000 Franc). Das war die Klasse der Drucker, Maurer, Zimmerleute und Tischler, »die Klasse guter Arbeiter,

im Allgemeinen ehrlich, ihren Freunden treu, sympathisch, drinnen sauber, die voller Fürsorge eine große Familie aufziehen«. Ihre Arbeit war lang und hart, aber sie erledigten sie mit Mut und sogar Freude. Sie hatten aufgrund des Umstands, dass ihre Familie gekleidet und versorgt war, das Gefühl, etwas geleistet zu haben; wenn sie abends heimkehrten, konnten sie »im Winter ein Feuer [antreffen] und ausreichend Lebensmittel, um ihre Kraft wiederherzustellen«. Demnach waren sie die glücklichsten Stadtbewohner, weil unter ihnen die Mittel und die Ansprüche am besten abgestimmt waren.<sup>7</sup>

Am unteren Ende der Pyramide, noch unter einer schemenhaften Schicht »armer Arbeiter«, die von 500 bis 600 Franc lebten (Schicht 7), befanden sich jene, die in einem Zustand »extremen Elends« (Schicht 8) ihr Dasein fristeten. Das Leben dieser Menschen unterschied sich in jeder Hinsicht von dem der begüterten Arbeiter, nicht nur weil ihr Einkommen (um 300 Franc jährlich) so karg war, sondern auch weil es ihnen an der Vielzahl nicht fassbarer Annehmlichkeiten und Entschädigungen mangelte, die den wohlhabenderen Zeitgenossen den Tag versüßten: Nach der Arbeit gab es keine echte Rast, keine Vergünstigung im Gegenzug für gut erledigte Arbeit, »kein Lächeln auf einen Seufzer«. Die materiellen und moralischen Vergnügungen und das Gefühl, etwas geleistet zu haben, das die Maurer und Tischler anspornte, hatten im Leben dieser elendsten keinen Platz. »Für sie heißt leben: nicht sterben.« Diese Leute lebten in den übel riechenden Kellern der Rue des Fumiers und anderer vergleichbarer Straßen, etwa die Rue de la Bastille oder die Rue du Marchix. Hier arbeiteten sie täglich 14 Stunden beim Licht einer Kerze für einen Lohn von 15 bis 20 Sous.<sup>8</sup>

Immer wieder griffen die Autoren auf statistische Angaben zurück, nicht nur weil sie dazu dienten, ihre Beschreibungen auf einen Sockel unbestreitbarer Tatsachen zu heben und damit von einer rein politischen Aussage zu distanzieren, sondern auch weil Zahlen bisweilen mehr als Worte aussagten. Hier sind die Ausgaben, die ein Haushalt hatte, der von 300 Franc im Jahr lebte:

Was immer wir über diesen elenden Sektor der Gesellschaft sagen können – die Aufzählung seiner Ausgaben wird mehr aussagen; hier ist die Liste:

Miete .....	25 Fr.
Wäsche .....	12
Heizung (Holz und Torf) .....	35
Beleuchtung .....	15
Reparatur kaputter Möbel .....	3
Umzug (mindestens einmal jährlich) ...	2
Schuhwerk .....	12
Kleidung .....	0
(sie ziehen alte Sachen an, die Leute ihnen geben)	
Arzt .....	0
Apotheke .....	0
(Wohltätige Schwestern bringen ihnen auf Anweisungen von Ärzten Medikamente)	
—————	
.....	104 Fr.

Bei derartigen Ausgaben blieben einem armen Haushalt noch 196 Franc im Jahr, um alle anderen Bedürfnisse zu decken. Und davon mussten allein 150 Franc für Brot aufgewendet werden, sodass noch 46 Franc (im Jahr!) für den Kauf von Salz, Butter, Kohl und Kartoffeln blieben. »Wenn man bedenkt, dass ein gewisser Betrag auch in der Kneipe ausgegeben wird, wird deutlich, dass das Dasein dieser Familien trotz der Brotlaibe, die von Zeit zu Zeit von wohltätigen Organisationen verteilt werden, furchtbar ist.«<sup>9</sup>

Nirgendwo sprachen die Zahlen zu den Männern, Frauen und Kindern der Stadt eine deutlichere Sprache als bei den Sterblichkeitsraten der verschiedenen Viertel. Am Quai Duguay-Trouin, einer vornehmen Straße mit großen Häusern, stellten Guépin und Bonamy eine Sterblichkeitsrate von einem Toten auf 78 Anwohner jährlich fest. Doch an der Rue des Fumiers, dem Epizentrum der Armut in der



Stadt und im selben Viertel in der Nähe der Chaussée Madeleine gelegen, dokumentierten sie einen Toten auf 17 Anwohner im Jahr. Um die Diskrepanz noch drastischer auszudrücken: Die Autoren errechneten, dass das Durchschnittsalter der Toten an der Rue des Fumiers bei 31,16 Jahren lag, während die Anwohner der Rue Duequesclin im Durchschnitt mit 59,2 Jahren starben.

In den 1830er und 1840er Jahren schwappte eine Welle solcher Berichte durch ganz Europa. Die Autoren hatten die Fabriken aufgesucht und die Behausungen der ärmsten Stadtbewohner betreten. Ihre Bücher und Pamphlete zeichneten sich durch präzise Beobachtung und Quantifizierung aus. Im Jahr 1832 hatte James Kay, ein Medizinabsolvent der University of Edinburgh, eine kurze Studie über die Baumwollarbeiter in Manchester veröffentlicht. Auch hier wurden die Sterblichkeitsraten unter Webern diskutiert, und die Studie enthielt Tabellen, die die Verteilung feuchtkalter Unterkünfte, ungepflasterter Straßen und offener Kloaken in den ärmsten Stadtbezirken aufzeigten. Ferner gab es Überlegungen zur Tristheit und dem Elend des täglichen Lebens für beschäftigte Arme. Das Leben sei hart für die Baumwollarbeiter, schrieb Kay, und für die hauptsächlich irischen Weber an einem Handwebstuhl seien die Bedingungen besonders schlimm, weil die Einführung des mechanischen Webstuhls den Wert ihrer Arbeit gemindert habe. In ihren Behausungen fanden sich allenfalls ein oder zwei Stühle und ein wackliger Tisch, eine rudimentäre Kochausrüstung und »ein oder zwei Betten, abstoßend vor Dreck«. Unter Umständen schlief eine ganze Familie in einem einzigen Bett, zusammengekauert unter einem Stapel schmutzigen Stroh und einer Decke aus alten Säcken. Es gab feuchte, übel riechende Kellerräume, in denen bis zu 16 Personen aus mehr als einer Familie zusammengepfercht waren.<sup>10</sup>

Louis-René Villermés *Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie* (1840) war wiederum das Ergebnis jahrelanger Studien unter den Baumwollarbeitern der Regionen Haut-Rhin, Seine-Inférieure,

Aisne, Nord, Somme, Rhône und des Kantons Zürich in der Schweiz. Villermé, ein bahnbrechender Fürsprecher einer Reform der Hygienemaßnahmen und früher Vertreter einer sozialen Epidemiologie, interessierte sich für die Auswirkung der Industrialisierung auf die Gesundheit und Lebensqualität der arbeitenden Klassen. Das von der Académie des sciences morales et politiques in Paris in Auftrag gegebene Buch war ein Werk mühsamer Klassifizierung, gestützt auf die akribische Analyse der Daten, die er über genaue Beobachtung gewonnen hatte. Villermé interessierte sich für die Länge des Arbeitstags, die Zeit, die mit der Einnahme der Mahlzeiten verbracht wurde, die Entfernung zum Arbeitsplatz, die Art und Höhe der Entlohnung. Villermé hatte die Orte aufgesucht und die Menschen, die er beschrieb, beobachtet. Geduldig war er seinen Probanden durch ihren langen Arbeitstag gefolgt und war sich dabei der, wie er selbst schrieb, »strikten Pflicht« bewusst, »die Fakten genauso zu schildern, wie ich sie gesehen habe«.<sup>11</sup> Während er elsässische Baumwollarbeiter beobachtete, wie sie sich morgens ihrer Fabrik näherten und abends wieder gingen, bemerkte er »eine Vielzahl blasser, magerer Frauen, die barfuß durch den Schlamm gingen«. Neben ihnen lief eine Schar »junger Kinder, ebenso schmutzig, ebenso ausgezehrt und mit Lumpen bedeckt, die von dem Öl ganz fettig waren, das bei der Arbeit von den Maschinen auf sie getropft war«. Diese Kinder hatten keine Taschen, um ihren Proviant zu tragen: »Sie hielten das Stück Brot, das sie nähren musste, bis es für sie an der Zeit war, nach Hause zurückzukehren, einfach in der Hand oder verbargen es unter ihren Hemden.«<sup>12</sup>

Wie Guépin und Bonamy hatte auch Villermé die Unterkünfte der Arbeiter betreten: dunkle Zimmer, in denen zwei Familien schliefen, jeweils in eine Ecke gekauert, auf Stroh, das auf dem Fußboden ausgestreut war und von zwei Brettern zusammengehalten wurde, zugedeckt nur von Lumpen und einer dreckigen Steppdecke. Er sah und beschrieb ebenfalls die karge Kochausrüstung und die Möbelstücke. Zudem notierte er die exorbitanten Mieten, die für so unzureichende

Wohnungen verlangt wurden – Mieten, die Spekulanten dazu verleiteten, immer mehr solcher Mietshäuser zu bauen, in dem Wissen, dass sie schon bald mit Bewohnern gefüllt würden. Der Zusammenhang zwischen Einkommen und Lebenserwartung entging auch Villermé nicht. Im Département Haut-Rhin, wo Frankreich an die Schweiz grenzt, war die Armut so groß, dass sie sich drastisch auf die Länge eines Menschenlebens auswirke: Während man in den Familien von Kaufleuten, Geschäftsleuten und Fabrikdirektoren erwarten konnte, dass die Hälfte der Kinder das Alter von 29 Jahren erreiche, starb die Hälfte der Kinder von Webern und Baumwollspinnern, bevor sie zwei wurden. »Was sagt uns das«, fragte Villermé und verknüpfte sein Mitgefühl mit einem tadelnden Aspekt, »über den Mangel an Fürsorge, die Vernachlässigung seitens der Eltern, über deren Entbehrungen, über deren Leid?«<sup>13</sup>

Graf Carlo Ilarione Petitti di Roreto, der Autor einer Studie über die Auswirkung von Fabrikarbeit auf Kinder, war ein hoher Beamter im Dienst des Königreichs Piemont-Sardinien und zählte zu den angesehensten piemontesischen Liberalen seiner Ära. Petitti machte von Anfang an deutlich, dass er den Wert und die Notwendigkeit von Kinderarbeit in Fabriken anerkannte. Kinder waren klein und flink: Man konnte sie für das Zusammenbinden, Aufspulen oder Haspeln zerrissener oder missratener Fäden einsetzen; sie konnten unter Maschinen kriechen, um während des Betriebs nachzuzustieren, ohne dass der Rhythmus der Produktion unterbrochen wurde (deshalb die Ölflecken, die Villermé auf den Kleidern der Kinder bemerkte, die aus Baumwollfabriken im Elsass kamen); sie waren für etliche Aufgaben hervorragend geeignet, bei denen man kleine Finger und schnelle Reflexe brauchte. Sie waren billiger als Erwachsene und somit wichtig, um die Kosten möglichst niedrig zu halten. Und sie stockten das Familieneinkommen der ärmsten arbeitenden Eltern auf.

Der Einsatz von Kindern für solche Tätigkeiten hatte stetig zugenommen. Inzwischen begannen Kinder schon mit sieben oder acht Jahren zu arbeiten, und ihre Zahl hatte einen Punkt erreicht, wo sie

sage und schreibe die Hälfte der in solchen Betrieben beschäftigten Arbeiter ausmachten. Pettiti wies darauf hin, dass der Fabrikbesitzer ein nachvollziehbares Interesse habe, die Produktion zu maximieren und die Kosten zu minimieren. Folglich forderte er die größtmögliche Anstrengung, selbst von seinen jüngsten Beschäftigten. Verarmte Eltern hatten ihrerseits ein Interesse daran, die Bürde des Unterhalts ihrer Sprösslinge zu mindern, und neigten somit dazu, ihre Kinder so früh wie möglich arbeiten zu lassen. Alle beteiligten Gruppen (außer den Kindern selbst), so schien es, hatten ein Interesse an diesem System der Ausbeutung, und das Ganze hatte bedauernswerte Folgen. Von der endlosen Plackerei erschöpft und ohne ausreichenden Schlaf dämmerten diese kleinen Proletarier häufig ein und träumten von »Laufen und Springen«, bis eine strenge Stimme sie wieder an ihre Aufgaben ermahnte. Wenn sie sich weigerten, wurden sie geschlagen, oder es wurde ihnen das Essen weggenommen.<sup>14</sup>

Je jünger die Kinder waren, wenn sie zu arbeiten anfangen, desto größer war die Gefahr, dass bestimmte Tätigkeiten charakteristische Krankheiten und Missbildungen im Erwachsenenalter hervorriefen. Bei der Beobachtung der Weber Lyons, eines der großen europäischen Zentren für Seide, fielen Philibert Patissier Anzeichen einer allgemeinen Debilität der Arbeiter auf, die allem Anschein nach mit der Art ihrer Tätigkeit zusammenhing und sich nicht nur in ihrem Äußeren und dem Grad der Lebensfreude, sondern auch in Stimmung und Haltung manifestierte. Neben der blassen Hautfarbe wiesen Weber Gliedmaßen auf, die »schwaches oder mit lymphatischer Flüssigkeit aufgeblähtes, weiches Fleisch hatten, dem es an Kraft mangelte, [und] kleiner als die durchschnittliche Statur« waren. »In ihrem Gesichtsausdruck war ein gewisser Zug der Einfältigkeit und Dummheit; ihr Akzent bei der Unterhaltung ist einzigartig langsam und flach«. Ihre Körper waren durch fehlerhafte und schlechte Haltung so verformt, dass man sie schon aus der Ferne »aufgrund der irregulären Entwicklung des Skeletts [und] an ihrem unsicheren und absolut unschönen Gang« erkannte.<sup>15</sup>

Die Fabrik habe einen so starken Einfluss auf die Verfassung der Menschen, die dort arbeiteten, schrieb Patissier, dass junge Leute, die aus dem Land um Lyon kommen, um diesen Beruf zu ergreifen, schon bald ihre Frische und Rundlichkeit verlören: »Variköse Verstopfung der Beine und mehrere Erkrankungen skrofulöser Art deuten schon bald die Veränderung an, die in ihnen stattgefunden hat.«<sup>16</sup> Hinzu kamen die abstoßenden Lebensbedingungen in den ärmsten Vierteln Lyons, wo sich in dunklen und übel riechenden Straßen schlecht gebaute und stickige Häuser aneinanderreichten, bis zum Überlaufen gefüllt mit »einer großen Zahl an Personen beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen«. Die Beziehungen unter Arbeitern, die auf diese Art hausten, seien so intim, dass unter ihnen unweigerlich ein »Liberตินismus« Einzug halte, »lange bevor ihre Organe dafür die nötige Stärke und den Entwicklungsgrad erlangten. Der Brauch der Masturbation beginnt unter diesen Handwerkern so früh, dass man kaum das Alter bestimmen kann, in dem sie damit angefangen haben.«<sup>17</sup>

Im Jahr 1843, als Bettina von Arnim eine Aufsatzsammlung unter dem Titel *Dies Buch gehört dem König* veröffentlichte, in dem sie den preußischen Staat kritisierte, weil er die Massen seiner ärmsten Untertanen vernachlässige, fügte sie dieser noch einen Bericht über die Elendsviertel von Berlin bei, den sie bei Heinrich Grunholzer, einem 23-jährigen Schweizer Studenten, in Auftrag gegeben hatte. Diese Entscheidung war für diese gebildete Schriftstellerin, Romanautorin und Komponistin ungewöhnlich. Während die Sozialkritik im Rest des Textes in pikaresken, mäandernden Dialogen mit einer rätselhaften weiblichen Protagonistin versteckt war, entschloss sich Arnim, die Notizen Grunholzers nicht in einen eigenen Text umzuformen, sondern sie unverändert zu veröffentlichen, als wolle sie »das Primat der sozialen Wirklichkeit über den Prozess der literarischen Verarbeitung« bekräftigen.<sup>18</sup> Seit dem Ende der Napoleonischen Kriege war die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt von 197 000 auf knapp 400 000 Einwohner angewachsen. Viele der ärmsten Zuwanderer – größtenteils Lohnarbeiter und Handwerker – ließen sich in einem

dicht besiedelten Armenviertel am nördlichen Rand der Stadt nieder. Und hier machte Grunholzer auch seine Beobachtungen für Arnims Buch. Vier Wochen lang zog er durch Mietskasernen und befragte deren Bewohner. Er dokumentierte seine Eindrücke in einer knappen Prosa, die in kurze, formlose Sätze gefasst war, und fügte die brutalen statistischen Angaben ein, die das Leben der ärmsten Familien in der Stadt prägten. Dialogpassagen waren in die Erzählung eingeflochten, und die häufige Verwendung des Präsens ließ auf Notizen schließen, die an Ort und Stelle geschrieben wurden.<sup>19</sup>

Friedrich Engels' Studie zur *Lage der arbeitenden Klasse in England*, die 1845 veröffentlicht wurde, war nicht zuletzt ein Werk sozialer und kultureller Beobachtung – schon der Anfang des Untertitels »Nach eigener Anschauung« macht das deutlich. Auch Engels zählte akribisch Objekte und Phänomene auf und klassifizierte sie; und er sah und beschrieb viele Dinge, die Kay, Villermé, Grunholzer, Pettiti, Patissier, Guépin und Bonamy schon vor ihm beobachtet hatten. Auch ihm fiel die räumliche Nähe der ärmsten und reichsten Stadtbezirke auf. In St. Giles, London, nicht weit von der Regent Street und dem Trafalgar Square, traf er ein »Straßenknäul« voller drei- und vierstöckiger Mietshäuser an – innen ebenso schmutzig wie außen. Das war jedoch gar nichts im Vergleich zu den Behausungen in den Höfen und Gassen *zwischen* den Straßen, einem Wirrwarr aus verkommenen Müllhaufen, unverglasten Fenstern und zerbrochenen Türrahmen, wo sich die Ärmsten der Armen in Schmutz und feuchtkalter Dunkelheit aneinanderkauerten. Und Engels war, wie Villermé und viele andere, verblüfft über die Tatsache, dass selbst für diese Bruchbuden exorbitante Mieten gezahlt wurden. Er staunte, wie »die Armut dieser Unglücklichen, bei denen selbst Diebe nichts mehr zu finden hoffen, von den besitzenden Klassen auf gesetzlichem Wege ausgebeutet« wurde.<sup>20</sup>

Bei allen Unterschieden wiesen diese Werke eine gewisse Ähnlichkeit auf. Sie richteten für begrenzte Zeit einen Blick auf ihren Gegenstand, der durch Zahlen, Tabellen und präzise Beschreibungen

bestach. Neue Trends in der statistisch belegten Argumentation erleichterten es, zwischen den Abstraktionen »großer Zahlen« und den Durchschnitten auf der einen Seite und dem Verhalten der Einzelpersonen auf der anderen zu vermitteln. Ebendieses Verhalten konnte nunmehr als emblematisch für breitere soziale Phänomene gelten. Den dominierenden Einfluss bei dieser statistischen Wende hatte der belgische Astronom, Statistiker und Soziologe Adolphe Quetelet, gewissermaßen das »Einmann-Orchester der Statistik des 19. Jahrhunderts«, dessen grundlegender Aufsatz über »Sozialphysik« (1835) argumentierte, dass lediglich die Untersuchung großer Datenmengen die gesetzmäßigen Kräfte des menschlichen Sozialverhaltens erhellen könne. Die Messung der Korrelationen, die auf umfangreichen Daten basierten, gestattete die Aufdeckung provokativer Kausalzusammenhänge etwa bezüglich der Wirkung des Einkommens auf die Sterblichkeit. Sobald dieser Paradigmenwechsel in der sozialen Erkenntnis vollzogen war, gab es kein Zurück. Guépins beißender Kommentar: »Es hat den Anschein, je weniger Steuer man zahlt, desto früher stirbt man«, trug den Stempel dieses neuen statistischen Bewusstseins.<sup>21</sup>

Die Beschreibung sozialer Verhältnisse hatte auch eine literarische Dimension. Die Schriftsteller der sozialen Frage schienen eine noch unentdeckte Welt aufzuzeichnen, eine Welt, die, wie der deutsche Radikale Friedrich Wilhelm Wolff es in einem viel gelesenen Artikel über die Elendsviertel Breslaus ausdrückte, »jedem täglich, ja stündlich« vor den Mauern der Stadt »zur Einsicht offen« stehe, die aber die meisten der wohlhabenderen Bewohner nicht sehen wollten.<sup>22</sup> Es handelte sich um eine nicht transzendente Welt, in der physische Nähe eine wichtige Rolle spielte: die groteske Nachbarschaft der reichsten und ärmsten Bezirke, die wuselnden schmutzigen Kinder in Lumpen und die promiskuitive Intimität Erwachsener in ungewaschenen Betten, die Haufen der Arbeiter vor den Fabrikatoren, die gefährliche Nähe der Kranken zu den Gesunden. Das Auge des Lesers wurde unablässig durch den Raum gelenkt, von einem Gegen-

stand zum nächsten: ein zerschlagenes Fenster, ein Tisch mit zwei Beinen, eine gebrochene Schüssel, Lumpen, ein dreckiges notdürftiges Bett. Aber auch die anderen Sinne kamen nicht zu kurz: die Schwüle feuchter Wände, die Schreie unruhiger Säuglinge, der Gestank von Unrat.<sup>23</sup>

Zweifellos bedienten die Texte auch ein gewisses voyeuristisches Vergnügen der bürgerlichen Leser. Dieses Genre war so verführerisch, dass es die Grenzen zwischen Traktaten von Experten und offiziellen Berichten überwand und auch in die Fiktion Einzug hielt. Das bekannteste Beispiel – selbst wiederum ein bedeutender Einfluss auf die aufkeimende Praxis sozialer Beschreibung – war Eugène Sues bemerkenswert gut verkaufter zehnbändiger Roman über die Pariser Unterwelt, *Les Mystères de Paris*, der 1842/43 in Fortsetzungen erschien und in ganz Europa unzählige Nachahmer fand. Die Figuren, die Sues Werk bevölkern, sind überlebensgroße Absurditäten, doch die Welt, in der sie sich bewegen, ist ebenjenes Straßenlabyrinth, das im Unrat ertrinkt, dem wir in der Literatur der Industrialisierung und städtischer Armut begegnen:

Die schmutziggrauen Häuser hatten nur wenige Fenster mit wurmzerfressenen Rahmen und zerschlagenen Scheiben. Schwarze, stinkende Eingänge führten zu noch dunkleren, schmutzigen, oft steil aufsteigenden Treppen, die man nur mühsam mit Hilfe eines Seiles ersteigen konnte, das an eisernen Haken an den feuchten Mauern befestigt war.<sup>24</sup>

Sues Werk fand zahlreiche Nachahmer in ganz Europa.<sup>25</sup> Wenn die Leser bereit seien, sich in Sues farbenfroher Halbwelt zu verlieren, meinte Wilhelm Wolff, dann müssten sie sich desto stärker für die realen »Mystères de Breslau« vor der eigenen Haustür interessieren. August Brass, der Autor der *Mysterien von Berlin* (1844), stellte missbilligend fest, dass Sues deutsche Übersetzer aus den »Mystères« des Originaltitels »Geheimnisse« gemacht hatten. Das sei jedoch ein Feh-



ler, protestierte er, weil es beim Leben der Armen keineswegs um Geheimnisse gehe; es handle von den Mysterien, »die täglich unter unseren Augen geschehen«. Jeder könne die Not und Verzweiflung der Unterwelt in der preußischen Hauptstadt beobachten, schrieb Brass, wenn man sich nur die Mühe mache, »die bequeme Hülle selbstsüchtiger Behaglichkeit abzuwerfen und einen Blick über die gewohnte Schranke unsers täglichen Wirkungskreises hinaus zu thun auf das Leben unserer Mitbrüder«. <sup>26</sup> Eugène Buret, der Autor der umfangreichen Studie *De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France* (1840), formulierte es prägnant:

Armut ist das Unbekannte. Die Nationen, in deren Herz sich die tödlichen Keime am aktivsten entwickeln, ahnen kaum das Böse, das in ihnen tätig ist; wie ein Kranker, der Fieber für ein Anzeichen der Lebenskraft hält, täuschen sie sich selbst mit der Unerschütterlichkeit eines Wohlstands, der nur Schein ist; sie verschließen bewusst ihre Ohren gegen das innere Leid, das sie empfinden. <sup>27</sup>

Das war die Literatur, die unter dem Schlagwort »soziale Frage« bekannt wurde. In ihr verschmolzen amtliche Berichte, in Auftrag gegebene Studien, preisgekrönte Aufsätze, Journalismus und Genretexte miteinander und beeinflussten sich gegenseitig, das Ganze eingebettet in eine »Studienkultur« Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa. <sup>28</sup> Zum größten Teil wurde diese Frage in der dritten Person gestellt: Was sollte man mit *ihnen* machen? (Ange Guépin fällt diesbezüglich aus dem Rahmen, indem er den gleichen neugierigen Blick sowohl auf seine mehr oder weniger wohlhabenden Mitbürger der Mittelschicht als auch auf die Ärmsten der Armen richtet.) Bei der sozialen Frage handelte es sich in Wirklichkeit jedoch um ein Bündel unzähliger Fragen zur allgemeinen Gesundheit und Gefahr der Ansteckung, zu Berufskrankheiten, zum Verlust des sozialen Zusammenhalts, zu den Auswirkungen von Industrialisierung, Verbrechen,

Sexualmoral, städtischem Wohnraum, Bevölkerungswachstum, Arbeitslosigkeit, Kinderarbeit, zu den potenziell zersetzenden Wirkungen der wirtschaftlichen Konkurrenz, zum Einfluss der Stadt auf Leben und Einstellung ihrer Bewohner und zum vermeintlichen Rückgang der Religiosität.

Welche Priorität den Fragen eingeräumt wurde und wie sie gestellt und beantwortet wurden, hing von der politischen Linie ab, die hinter der jeweiligen Studie stand. Für Friedrich Engels basierte das Narrativ auf der Ausbeutung der einen Klasse durch eine andere. Wenn seine Arbeiter mit ihren gebeugten Rücken und dem unsicheren Gang den Eindruck von Kriegsveteranen erweckten, so lag das daran, dass sie in seinen Augen tatsächlich die gehfähigen Verwundeten eines »sozialen Kampfes« waren, den all jene führten, die, direkt oder indirekt, die Produktionsmittel gegenüber besitzlosen Massen kontrollierten, die außer der Kraft ihrer Arme nichts zu verkaufen hatten. Eben die Konzentration des industriellen Kapitals in den Händen einer Klasse habe das Proletariat entstehen lassen, beobachtete er. Und in dem Antagonismus zwischen dem Proletariat und seinen Ausbeutern liege – davon war Engels überzeugt – die Saat eines künftigen revolutionären Wandels, denn »der tiefe Groll der ganzen Arbeiterklasse von Glasgow bis London gegen die Reichen« werde in nicht allzu langer Zukunft »– man kann sie fast berechnen – in einer Revolution ausbrechen [...], gegen die die erste französische und das Jahr [17]94 [der Höhepunkt des jakobinischen Terrors] ein Kinderspiel sein wird«. <sup>29</sup>

Von solchen Szenarien eines künftigen Aufstands wollten Guépin und Bonamy nichts wissen. Im Vorwort ihrer Studie über Nantes erklärten die beiden Männer ausdrücklich, der Zweck ihrer Forschungen sei es zu erkennen, »was wir verbessern müssen, [...] damit es uns gelingt, in die Zukunft zu gelangen, ohne dass wir eine neue Jacquerie [Bauernaufstand] oder ein [17]93 [den Beginn des jakobinischen Terrors] durchmachen müssen«. <sup>30</sup> Guépin, der sein ganzes Leben in Nantes verbrachte, war zuallererst Arzt und ein Verfechter der So-

zialhygiene, der sich als Student der »Physiologie« der Stadt betrachtete. Der Schlüssel zur Heilung des Bruchs in der Gesellschaft liege, so glaubte er, in einer Reform, die auf der Tätigkeit von Vereinigungen basiere. Im Herbst 1830, nach der politischen Revolution dieses Jahres, gründete er die Société Industrielle de Nantes, um arbeitslosen Arbeitern zu helfen. Mit Spenden von der Regierung und reichen Schirmherren war die Gesellschaft imstande, ein Gebäude mit einer Bibliothek und eine Klinik zu erwerben, und verfügte noch über Mittel, um eine Reihe solidarischer Hilfstätigkeiten zu finanzieren.<sup>31</sup> Sein tiefer Glaube an die Wissenschaft und an Vereinigungen als Instrument sozialer Reformen brachte ihn eine Zeitlang in die Nähe des elitären Utopisten Henri Comte de Saint-Simon (1760–1825). Die Hauptaufgabe der modernen Wissenschaft, so hatte Saint-Simon verkündet, liege in der Gründung einer integrierten »Physiologie«, welche sämtliche sozialen und sittlichen Phänomene durch die Linse eines Newton'schen Generalsystems betrachte und deute. Den Praktikern einer solchen Wissenschaft werde die Aufgabe zufallen, die Bedürfnisse einer künftigen Gesellschaft zu prophezeien und zu steuern. Ebendieser Aspekt der Denkweise Saint-Simons gefiel Guépin, der nach eigener Aussage das Werk des Weisen vollendete und fortführte.<sup>32</sup> Dieses Muster implizierte einen schrittweisen und friedlichen Übergang zu einer Technokratie, nicht den alles verändernden, gewaltsamen Aufstand, der Engels vorschwebte. Die Akteure des Wandels wären nicht aufgebrachte Proletarier, sondern eine »industrielle Klasse« aus Hygienikern, Ingenieuren, Planern und Managern.<sup>33</sup>

Die Traktate, Aufsätze und Pamphlete zur sozialen Frage waren von einer moralisierenden Energie getrieben, von der »Übertragung der Moral auf die Wirtschaft«.<sup>34</sup> Wie diese Energie ausgerichtet war, variierte von Fall zu Fall. Engels machte kein Hehl aus seinem Abscheu über eine städtische Bourgeoisie, die die Armen in ruhigen Zeiten völlig vernachlässigt habe, die sich aber, als die Cholera in der Stadt wütete, »auf ein Mal« an die schmutzigen Straßen der Elendsviertel erinnerte und von einem »allgemeine[n] Schrecken« erfasst

Hingegen konzentrierte Honoré Frégier, der Autor der Studie *Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes* (1840), seine Empörung hauptsächlich auf die Armen selbst, die er als Miturheber ihres eigenen Unglücks ansah. Frégier war ein Verwaltungsbeamter, ein Département-Chef in der Präfektur der Seine, und hatte als solcher privilegierten Zugang zu Polizeiarchiven. Seine Haupt Sorge galt dem Zusammenhang zwischen Armut und Verbrechen, und er bot sein Traktat als Handbuch all jenen Beamten an, denen die »Garantie der inneren Ordnung dieser großartigen Stadt sowie der Sicherheit ihrer Bewohner und ihres Eigentums« anvertraut war. Die grundlegende Wurzel der meisten Verbrechen, argumentierte er, liege in der Neigung der Armen, ihre Bedingungen durch Laster und Müßiggang noch zu verschlimmern. Der städtische Arbeiter Frégiers war ein gerissener, boshafter Geselle, mit einer großen Klappe und durchtrieben, der sich ohne Weiteres durch das Angebot eines Drinks mit seinen *Compagnons* von der Arbeit abhalten lasse.<sup>37</sup> Und genau darin liege die wahre »soziale Gefahr« der Armut, weil der Arbeiter, »von dem Moment an, wo er, seinen verkommenen Leidenschaften erlegen, aufhört zu arbeiten, zu einem Feind der Gesellschaft wird«.<sup>38</sup>

All jene, die auf diese Weise vom Müßiggang zum Laster wechselten, träten in die Reihen der »verkommenen Klasse« ein: »die Spieler, die lasterhaften Mädchen, deren Liebhaber und Zuhälter, die Bordellmütter, die Vagabunden, die Betrüger, die Gauner, die Räuber und Diebe, die Diebinnen und die Empfänger gestohlener Waren« – einmal mehr zeigt sich die sinnliche Freude an Listen. Die von diesem Milieu drohende Gefahr sei nicht die des Aufruhrs, der »im bürgerlichen Leben ein seltener Vorfall« sei (eine bemerkenswerte Behauptung von dem Bürger einer Stadt, deren beide Revolutionen noch lebhaft in Erinnerung waren), sondern die chronische Krankheit des Lasters selbst, das sich wie eine Säure in die Fasern der Zivilisation fresse. Die Lösung bestehe ausdrücklich nicht darin, das industrielle System zu verändern oder aufzulösen, sondern patriarchale Bezie-

hungen der Hochachtung und des Schutzes zwischen dem Fabrikbesitzer und seinen Beschäftigten wieder einzuführen. »Mein Geist«, schrieb er, »stößt sich nicht an dem großen industriellen Eigentum, und meine Sorge gilt allein dem Aufbau und der Ausweitung der Schirmherrschaft der Reichen über die Armen durch Mittel, welche die Großzügigkeit der Ersteren würdigen, ohne den Charakter der Letzteren herabzusetzen.«<sup>39</sup>

Eugène Burets Werk *De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France*, das ebenfalls 1840 erschien, hätte sich kaum stärker davon abheben können. Buret arbeitete als Journalist, als die Académie des sciences morales et politiques in Paris im Jahr 1837 einen Aufsatzwettbewerb ausschrieb (Preisgeld: 2500 Franc). Die Kandidaten wurden aufgefordert herauszufinden, »worin das Elend besteht und durch welche Anzeichen es sich in verschiedenen Ländern äußert«. Burets preisgekrönter Aufsatz sprach alle üblichen Punkte an: überhöhte Mieten, Bettstätten aus »feuchtem und stinkendem Stroh«, zerbrochene Fenster, Zimmer ohne Licht und der »schale, ekeleregende Gestank, mit einigen scharfen Noten«, vernachlässigter Menschen.<sup>40</sup> Aber im Gegensatz zu dem Traktat Frégiers übte Burets Aufsatz scharfe Kritik an dem industriellen System, nicht an den Arbeitern, die ihm dienten. Den Armen die Schuld an ihrem Verfall zu geben, sei ein grundlegendes Missverständnis, argumentierte er, weil »in unseren Augen der sittliche Zustand der arbeitenden Klassen das Ergebnis, die direkte Konsequenz ihrer physischen Verfassung ist«. Nur ein Beobachter, der ein »perfektes Wissen« über »die Fakten, die das physische Elend bilden«, habe, sei in der Lage, sowohl den sittlichen Zustand der Armen zu verstehen als auch über das »Gefühl des Abscheus und der Verachtung« hinauszublicken, »das von deren Verfall und Laster erregt« werde.<sup>41</sup>

Armut sei kein zufälliges Merkmal des modernen industriellen Systems, so Buret, sondern dessen unweigerliche Konsequenz; sie sei nicht, wie Frégier angedeutet hatte, eine Gefahr für die Zivilisation, sondern »ein Phänomen der Zivilisation«.<sup>42</sup>

Burets Hauptinspirationsquelle in dieser Beziehung war der aus der Schweiz stammende politische Ökonom Jean-Charles Léonard Simonde de Sismondi, der in seinen *Nouveaux principes d'économie politique* (1819) argumentiert hatte, dass der für die modernen Fertigungswirtschaften charakteristische, ungehinderte Wettbewerb tendenziell zu einer Überproduktion führe, während er gleichzeitig die Löhne drücke und damit die Nachfrage senke. Nach dieser Interpretation waren niedrige Löhne keineswegs ein Segen für die Industrie, sondern eine Bürde für die Wirtschaft insgesamt.<sup>43</sup>

Die soziale Frage lebte unter der akribischen Beobachtung der realen Umstände auf, konnte bisweilen aber den Charakter einer moralischen Panik annehmen. Nirgendwo zeigte sich dies deutlicher, als wenn sich männliche Kommentatoren mit der Lage arbeitender Frauen beschäftigten. Als Körper von einer gefährdeten Reinheit auf der einen Seite und Brutstätten des Verfalls und Lasters auf der anderen waren sie emotional aufgeladene Sinnbilder, die allzu sehr durch latente Ängste bezüglich der Stabilität der Geschlechterordnung und das Eindringen »widersprüchlicher Triebe und Sehnsüchte« bestimmt wurden.<sup>44</sup> Der hauptsächliche Auslöser der moralischen Panik war der vermeintlich enge Zusammenhang zwischen arbeitenden Frauen und Prostitution. Ramón de la Sagra, der Mitte der 1830er Jahre in Paris gelebt hatte, bevor er nach Spanien zurückkehrte (mit Koffern voller Bücher zur sozialen Frage), sah aufgrund der wachsenden Beschäftigung von Frauen und Kindern in den Fabriken »die Gesetze der Natur und der sozialen Sittlichkeit gestört und gebrochen«. Demnach sei diese das Mark der gesellschaftlichen Unordnung, Armut und modernen Zuchtlosigkeit und der Grund für die Zunahme von Prostitution und illegitimen Geburten in den großen Produktionszentren und Städten.<sup>45</sup> Eugène Buret zitierte eine Stelle aus Alexandre Jean-Baptiste Parent-Duchâtelets berühmter Studie über die Pariser Prostitution (1837, in der deutschen Übersetzung »Sittenverderbniß«), die berichtete, dass Sexarbeiterinnen fast ausschließlich die Kinder von Tagelöhnern, Hausbediensteten, Handwerkern und ar-

men Fabrikarbeitern seien – eine Erkenntnis, die einen systematischen Zusammenhang zwischen dem modernen Industrialismus und der gewerblichen Prostitution nahelegte.<sup>46</sup>

Die Anerkennung eines solchen kausalen Zusammenhangs eröffnete die Möglichkeit, dass Sexarbeiterinnen ihrerseits das Produkt der eklatanten asymmetrischen Verteilungen von Reichtum und Macht wären. Dabei waren die Ungleichheiten für Frauen noch krasser als für Männer, weil Frauen in der Regel schlechter bezahlt wurden, unter der Annahme, dass ihre Arbeit weniger wert sei und dass ihr Einkommen lediglich ein Zuschlag zum Lohn des männlichen Brotverdieners sei oder sein müsste.<sup>47</sup> In vielen Fabriken sei der Arbeitstag so lang, der Lohn so niedrig und die Arbeit selbst so hart, stellte Friedrich Engels fest, dass viele Frauen »lieber sich der Prostitution in die Arme geworfen [hätten], als dass sie sich diese Tyrannei hätten gefallen lassen«. <sup>48</sup> Für Ange Guépin, einen Feministen, war das eigentlich Ärgerliche an der Prostitution die Art und Weise, wie sie durch ebenjene Männer der Mittelschicht gefördert wurde, die behaupteten, sie zu verachten. Sie bräuchten Prostituierte, um die Ehre ihrer Töchter zu beschützen, schrieb Guépin, »genauso wie sie einen Ersatz für das Militär brauchten, damit sich ihre Söhne einer Einberufung entziehen können«. <sup>49</sup>

So gut wie alle Kommentatoren erkannten an, dass die Prostitution der Straße und Bordelle nur ein Aspekt des Sexgewerbes sei. Von den 18 000 Hausbediensteten in Berlin würden, so schätzte Ernst Dronke, mindestens 5000 wenn nicht offene Prostitution, so doch heimliche Unzucht im Gegenzug für irgendwelche Vergünstigungen betreiben. Darüber hinaus gebe es die »Grisetten«, junge Arbeiterinnen, die mit Studenten der Mittelschicht lebten oder auch nur schliefen, Kurtisane, die von einem Mann in einer Wohnung »gehalten« wurden, die er ihr zur Verfügung stellte, sowie, am bemitleidenswertesten, Mädchen, die Kupplerinnen schon im Alter von 13 oder 14 vermögenden Berlinern in die Hände spielten, verführt von dem Traum, schöne Kleider zu tragen und Champagner zu trinken. Ein paar Jahre lang, so Dronke, mochte man sie zusammen mit einer Freundin (in der Regel

eine junge Frau in der gleichen Lage) auf den besten Straßen der Stadt bummeln sehen, wo sie als Frauen der angesehenen Klassen durchgingen. Doch ihr Glück sei von kurzer Dauer:

Man wird fragen, was am Ende aus diesen verlorenen Geschöpfen wird? Wenn ihre Schönheit und Jugend verblüht ist, sind sie der Oeffentlichkeit entrückt, deren Aufmerksamkeit sie in frühen Jahren so allgemein auf sich gezogen haben. Diejenigen, welche aus der Noth dieser Unglücklichen ihren Genuß zu ziehen wußten, welche allein den Besitz der Schönheit und Jugend derselben behaupten durften, wissen am wenigsten von ihrem Ende zu sagen. [...] Die Meisten gehen auf eine Weise zu Grunde, deren Schilderung man uns erlassen wird. Sie gerathen in Verhältnisse, wo die Polizei ihre Eigenthumsrechte auf sie geltend macht, und sie dann von Station zu Station durch das vogelfreie Elend bis in den Tod hetzt.

So gesehen war Prostitution nichts als »die Eiterbeule einer krankhaften, in ihrer Organisation total zerrütteten Gesellschaft«,<sup>50</sup> Die pathologische Nähe zwischen Frauenarbeit und sexueller Ausbeutung hallte in radikalen Manifesten und Pamphleten nach. »Brot oder Revolution! Das sei eure Losung!«, tönte ein anonymes Flugblatt, das im Sommer 1847 in Frankfurt am Main kursierte. »Ihr macht glänzende Bettstellen und weiche Betten [für die reichen Müßiggänger], damit Eure Töchter seinem Hurengelüst darauf zum Opfer fallen.«<sup>51</sup>

»Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge«, so lautete der zweite Satz von Ludwig Wittgensteins *Tractatus Logico-Philosophicus*.<sup>52</sup> Mit ihren Tabellen, Zahlen und akribischen Beschreibungen gehören die Abhandlungen und fiktiven Texte der sozialen Frage zu dem Moment, an dem diese Denkweise überhaupt möglich wurde. Die Studie sozialer Verhältnisse war der Ort, wo neue statistische Methoden, Vorstellungen von der modernen Stadt als historisch beispielloser Daseinsform, beobachtende Soziologie und das



Repertoire literarischer Praktiken, die später als Realismus bekannt wurden, miteinander verschmolzen, sich gegenseitig beeinflussten und auf diese Weise neue Formen der Erkenntnis hervorbrachten. Der »Realitätseffekt« dieser neuen Ausdrucksform darf jedoch nicht von den Lücken und Auslassungen ihres Sichtfelds ablenken. Eine monumentale Studie der Stadt Paris hat gezeigt, wie ältere kaleidoskopartige Bilder von Paris als »farbenfrohe Stadt«, die aus unzähligen »Inseln« produktiver und kultureller Tätigkeit zusammengesetzt ist, in den 1830er und 1840er Jahren einem Bild wichen, das stärker in Hell und Dunkel gemalt war. Die Orte der Arbeiterklasse der Stadt glitten »immer stärker in die dunklen Schatten«, die eine effektive Folie zu den Lichtern der neuen hellen Orte des bürgerlichen Konsums, der *galeries parisiennes*, boten. Indem sie ihre Aufmerksamkeit auf die Elendsviertel, den Schmutz und die Ansteckungsgefahr, insbesondere nach dem Schock der Choleraepidemie von 1832, richteten, entgingen den Diagnostikern einer sozialen Malaise häufig die Anzeichen der Vitalität und des Wandels in Regionen der Arbeiterklasse wie das Verdichten kommerzieller und produktiver Netzwerke im Stadtzentrum oder das Aufkommen neuer Formen der Arbeiterorganisation »von unten«.<sup>53</sup>

Die im Umfeld der sozialen Frage erzeugten Energien fanden ihren Weg zurück in die Politik. Die von Friedrich Engels in *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* aufgestellten Thesen prägten maßgeblich das *Kommunistische Manifest*, das er gemeinsam mit Karl Marx verfasste. Engels' Buch blieb eine wichtige empirische Quelle für Marx und gewissermaßen »das Gründungsdokument für das, was die Marx'sche sozialistische Tradition werden sollte«.<sup>54</sup> In einem der bekanntesten Traktate jener Zeit, *Organisation du travail* (1840), zitiert der Sozialist Louis Blanc ausführlich Ange Guépins Erkenntnisse zur durchschnittlichen Lebenserwartung der sozialen Schichten von Nantes und argumentiert, dass der moderne industrielle und kommerzielle Wettbewerb »ein Würgeengel für das Volk« sei. Der einzige Ausweg aus der Sackgasse liege in der staatlich gelenkten Zu-

teilung von Arbeitern in »Genossenschaftswerkstätten«, deren Innenleben und gegenseitige Beziehungen kooperativ statt von Konkurrenz geprägt wären.<sup>55</sup> In den Augen Ramón de la Sagra, des bahnbrechenden spanischen Vertreters der »Sozialökonomie«, rief der chronische Kampf zwischen den Reichen und Armen, »der für das Prinzip der sozialen Ordnung stets zerstörerisch war«, Zweifel bezüglich der Kosten des industriellen Fortschritts hervor, solange er nicht von den Grundsätzen einer disziplinierten »Sozialphysik« geleitet werde. Wie ein Weg gefunden werden solle, um alle Regierungszweige mit dem Geist einer aufgeklärten Wissenschaft zu erfüllen, blieb allerdings unklar.<sup>56</sup>

## Prekariat und Krise

Armut war keineswegs ein neues Phänomen. Aber der »Pauperismus« zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterschied sich von hergebrachten Formen der Armut. Die Abstraktheit der neuen Wortschöpfung gibt trefflich wieder, was als die systematische Eigenart des Phänomens angesehen wurde. Es war kollektiv und strukturell bedingt, hing nicht von individuellen Eventualitäten wie Krankheit, Todesfällen, Verwundung oder Missernten ab. Es war dauerhaft und nicht jahreszeitlich bedingt. Und es gab Anzeichen, dass Pauperismus auch soziale Gruppen erfassen werde, deren Stellung bislang relativ sicher gewesen war, wie Handwerker (insbesondere Lehrlinge und Gesellen) und Kleinbauern.

Spuren dieser Verelendung sind im Europa vor 1848 fast überall anzutreffen, wohin wir auch blicken. Die Sondervolkszählung von 1841 in Bologna ergab, dass von den 70 000 Personen, die in der Stadt lebten, 10 000 »ständige Bettler« waren, während weitere 30 000 in Armut lebten und häufig öffentliche Unterstützung brauchten.<sup>57</sup> Von 1829 bis 1834 wurden jährlich über 100 Handwerker in der Stadt Bremen wegen Bettelns verhaftet.<sup>58</sup> Eine statistische Studie der 1840er

Jahre ließ vermuten, dass zwischen 50 und 60 Prozent der preußischen Bevölkerung vom Existenzminimum lebten.

Die Not der städtischen Armen wurde, wie wir gesehen haben, in der Literatur der sozialen Frage reichlich dokumentiert. Doch das Gedränge von Arbeitern in dreckigen Straßen war häufig ein Hinweis, dass die Lage auf dem Land noch schlimmer war. In den 1830er Jahren lebten die Kleinbauern der abgelegenen und hügeligeren Teile des County Fermanagh im Norden Irlands in »jämmerlichen Hütten«, die offiziell als »allgemein für eine menschliche Behausung ungeeignet« beschrieben wurden.<sup>59</sup> Auf der Reise durch Venetien (das Hinterland Venedigs) im Jahr 1841 war der Brite Samuel Laing von der Armut der Bevölkerung schockiert: »Es ist beklemmend«, schrieb er, »zu sehen, wie diejenigen, die Seide gewinnen – das kostbarste Material der menschlichen Bekleidung –, ihre Arbeit barfuß und in Lumpen gekleidet erledigen.«<sup>60</sup> Die Bauern der Region ernährten sich von Lebensmitteln, die kaum Nährwert hatten, und schlugen sich mehr schlecht als recht in schäbigen, schmutzigen Buden durch. Chronische Krankheiten und Verschuldung waren weit verbreitet. Das Angebot von Arbeit war unsicher; die Leute hingen völlig von der Ernte ab.<sup>61</sup> Ein ähnliches Bild zeigte sich in den ländlichen Bezirken der Lombardei. Auch hier ging der Lebensstandard etwa seit der Jahrhundertwende zurück. Malaria war in tieferen Regionen verbreitet, Kleinpächter lebten in stickigen Hütten mit schmutzigen Fußböden und ernährten sich hauptsächlich von Mais. Die übergroße Abhängigkeit von diesem billigen Getreide, das die Armen bevorzugten, ließ Pellagra aufkommen, eine Form der Mangelernährung, zu deren Symptomen Dermatitis, Durchfall und Demenz zählen. Die ernährungsbedingten Unterschiede zwischen den sozialen Schichten waren so eklatant, dass die Mittelschicht – Anwälte und andere freie Berufe, Kaufleute, Geschäftsleute und Grundbesitzer – im Durchschnitt 2,85 Zentimeter größer als Textilarbeiter, Kutscher und Friseure waren.<sup>62</sup> Auch in den deutschen Staaten wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Rückgang der durchschnittlichen Körpergröße

beobachtet, besonders ausgeprägt bei den Ende der 1830er Jahre geborenen Bürgern, also bei Kindern, die in den wiederholten Versorgungskrisen des folgenden Jahrzehnts aufwuchsen.<sup>63</sup>

Die Zeitgenossen waren sich, was die Gründe für diesen Niedergang angeht, nicht einig. Konservative neigten dazu, die Auflösung der Korporationen in der modernen Gesellschaft dafür verantwortlich zu machen, womit sie in der Regel die Abschaffung oder Schwächung der Zünfte und die Abschaffung des Systems gegenseitiger Rechte und Pflichten, die mit feudalem Grundbesitz verbunden waren, in der revolutionären und napoleonischen Ära meinten. Friedrich Engels gab der kapitalistischen, industriellen Wirtschaft und deren ausbeuterischer Logik die Schuld. Carlo Petitti verwies auf die zunehmende Beschäftigung von Frauen und Kindern: Da diese nicht in Zünften organisiert und niedrigere Löhne gewohnt waren, drückten sie die Entlohnung für alle Arbeiter nach unten. Für Louis Blanc ließ sich die Wurzel der Armut auf den allgegenwärtigen Wettbewerb zwischen rivalisierenden Unternehmen zurückführen: »Die Konkurrenz schafft das Elend, diese Thatsache ist durch Zahlen bewiesen.«<sup>64</sup>

Keine einzige dieser Thesen kann uneingeschränkt übernommen werden, aber alle erfassen einen Teil der Wahrheit. Die Auflösung der Stände hatte eindeutig Anteil an der Entwicklung: In Barcelona ermöglichte die gesetzliche Abschaffung der alten Zünfte das rasante Wachstum des handwerklichen Sektors, setzte die betreffenden Beschäftigten jedoch auch dem Prozess der »Proletarisierung« aus.<sup>65</sup> Die Integration der irischen Volkswirtschaft in das sich industrialisierende Großbritannien versetzte der einheimischen Industrie einen vernichtenden Schlag: Hier war eindeutig der Wettbewerb ein Faktor für die Verelendung, ebenso für die böhmische Textilindustrie, die in den 1840er Jahren alle Mühe hatte, gegen den Zustrom billiger britischer Waren anzukommen.<sup>66</sup> Studien einiger Regionen Frankreichs legen die Vermutung nahe, dass ländliche, von Überbevölkerung geprägte Bezirke einen negativen Effekt auf die Industrielöhne in benachbarten Regionen haben konnten.<sup>67</sup> Andererseits waren Ar-

beiter häufig zu Recht auf der Hut, wenn Fabrikbesitzer die »Konkurrenz« als Grund für das Festhalten an niedrigen Löhnen ins Feld führten.<sup>68</sup>

Dass die Industrialisierung an sich Armut »verursachte«, ist fraglich: In einer klassischen Studie der europäischen Armut in der vorindustriellen Epoche wies Wilhelm Abel bereits vor einiger Zeit nach, dass die Verschärfung der modernen Armut in ganz Europa bereits vor dem Beginn der Industrialisierung einsetzte; die Armen wurden, schon bevor die Maschinen kamen, immer ärmer, und manches spricht dafür, dass sich unter der Industrialisierung der Effekt der Versorgungskrisen möglicherweise verschärfte.<sup>69</sup> Studien der am stärksten industrialisierten Teile Großbritanniens im frühen 19. Jahrhundert legen jedoch die Vermutung nahe, dass neue Produktionsmethoden eine nicht qualifizierte, mobile Arbeiterschaft entstehen ließen, deren »strukturelle Anfälligkeit« die Wahrscheinlichkeit erhöhte, dass sie an bestimmten Punkten ihres Lebens die schlimmste Armut erleben würden.<sup>70</sup> Und manches spricht umgekehrt auch dafür, dass das Fortbestehen der Zünfte in manchen Regionen möglicherweise eine positive Auswirkung auf Ernährungsstandards hatte. Mit anderen Worten: Traditionelle Formen der Arbeitervereinigung konnten unter bestimmten Umständen die Lebensstandards auf eine Weise schützen, wie es in dynamischeren industriellen und kommerziellen Umgebungen nicht möglich war.<sup>71</sup>

Massenverarmung breitete sich vor dem Hintergrund eines beschleunigten Bevölkerungswachstums aus – war das womöglich die Wurzel des Problems? Zwischen 1818 und 1850 wuchs die Bevölkerung der italienischen Staaten von 17 auf 24 Millionen; in den deutschen Staaten (ohne das Habsburgerreich) von 22 auf 33 Millionen; und in Frankreich stieg die Zahl seit der Jahrhundertwende bis 1848 von 26 auf 36 Millionen. Zudem war das Bevölkerungswachstum in ländlichen Regionen besonders stark ausgeprägt. Im Königreich Preußen wuchs die Bevölkerung um 56 Prozent, von 10,3 Millionen im Jahr 1816 auf 15,9 Millionen 1846, doch der Anteil der Bevölke-

rung, der in Städten lebte, stieg lediglich von 26 auf 28 Prozent. Folglich machte sich das Wachstum vor allem auf dem Land bemerkbar. In der Stadt und Provinz Bologna wuchs die Bevölkerung der Provinz in den Jahren 1800 bis 1848 in einem beeindruckenden Tempo, während die der Stadt stagnierte. Der Extremfall war Irland, dessen Bevölkerung mit einer mehr als zweimal so hohen Geschwindigkeit wie im restlichen Nordwesteuropa wuchs, sodass in ländlichen Regionen eine auf dem ganzen Kontinent einzigartige Bevölkerungsdichte entstand.<sup>72</sup>

Sobald man jedoch nach einem *direkten* Zusammenhang zwischen Bevölkerungsdichte und Armut sucht, stößt man auf Schwierigkeiten. Eine Studie Irlands vor der Hungersnot wies nach, dass die niedrigsten Pro-Kopf-Einkommen nicht unbedingt in den am dichtesten bevölkerten Regionen anzutreffen waren.<sup>73</sup> Ebenso wenig lässt sich allgemein sagen, dass die sozialen Krisen dieser Ära das Ergebnis einer »Malthusianischen Falle« waren und die Bedürfnisse der Bevölkerung den verfügbaren Vorrat an Agrarprodukten weit überstiegen. Zwischen der Jahrhundertwende und den Revolutionen von 1848 stieg der Lebensmittelvorrat in ganz Europa aufgrund der Ausweitung der bebauten Ackerfläche und Verbesserungen der landwirtschaftlichen Anbaumethoden etwa auf das Doppelte. Anders gesagt, so hoch das Bevölkerungswachstum nach historischen Maßstäben auch sein mochte, es wurde von der Zunahme des Lebensmittelvorrats übertroffen. Und genau darin lag zum Teil das Problem: In Irland trug der verstärkte Anbau von Kartoffeln (32 Prozent des Ackerlandes wurde für ihren Anbau genutzt) dazu bei, ein Bevölkerungswachstum zu fördern, das in keinem Verhältnis zu der sonst stagnierenden Volkswirtschaft stand. Ähnliche Effekte sind in Spanien zu beobachten, wo nicht zuletzt die erhöhte Lebensmittelproduktion dank des ausgeweiteten Anbaus und dank liberaler Reformen bei der Struktur des Grundbesitzes ein hohes Bevölkerungswachstum um Madrid und an der nordöstlichen Küste förderte.<sup>74</sup> Und die Steigerung des Lebensmittelangebots schlug sich in den Preisen nieder. Langfristig betrachtet waren die Jahre von 1815

bis etwa 1850 eine Phase fallender Getreidepreise. Also lag das Problem nicht allein in dem Aufeinanderprallen der Bevölkerungszahlen und der materiellen Ressourcen. Vielmehr blieb das Lebensmittelangebot – ungeachtet des allgemein positiven Trends bei der Produktion – anfällig für Naturkatastrophen. Aufgrund von Missernten, Viehseuchen und Pflanzenkrankheiten konnte ein Überschuss immer noch in eine dramatische Knappheit umschlagen, was die Preise auf Rekordhöhen steigen ließ, die große Bevölkerungsteile in eine Existenzkrise treiben konnten.

Ein unausgeglichenes Wachstum ließ die Reihen der am stärksten gefährdeten Bevölkerungsschicht anschwellen. In den ländlichen Gegenden der Region Minden-Ravensberg in der preußischen Provinz Westfalen lag das Verhältnis der Familien, die von Lohnarbeit lebten, zu grundbesitzenden Bauern Anfang des Jahrhunderts bei 149/100; im Jahr 1846 war das Verhältnis auf 310/100 gestiegen. Diese Familien verdienten über eine Kombination aus Landarbeit und verschiedenen Formen häuslicher Stückarbeit für Händler, die überregionale Märkte belieferten, einen immer knapperen Lebensunterhalt. Diese Art von Landarbeitern gab den größten Teil ihres Einkommens allein für Brot aus; sie waren nicht nur abhängig von den Getreidepreisen, sondern auch von den Schwankungen der Konjunktur, die massiv die Nachfrage nach Waren – hauptsächlich Textilien – senken konnten, an deren Herstellung sie beteiligt waren.<sup>75</sup>

Auch in Mittelitalien wirkte sich der wachsende Druck auf das knappe Ackerland dahingehend aus, dass sich das demographische Gleichgewicht von der traditionellen Form der Halbpacht hin zu verschiedenen Formen der Lohnarbeit ohne Land verlagerte. Der Ackerbau über eine Halbpacht (*mezzadria*) war ein hartes Leben gewesen, aber er hatte zumindest ein festes Dach über dem Kopf und eine relativ nahrhafte und zuverlässige Kost geboten. Tagelöhner (*braccianti*) hingegen arbeiteten für einen Lohn und wechselten von einer Stelle zur nächsten. Sie standen an unterster Stelle des Agrarsystems. Da es ihnen verwehrt war, sich in die Schicht der Kleinpächter einzuheira-

ten, bildeten sie ein ländliches Proletariat, das allgemein als Hort des Verbrechens und der Unordnung gefürchtet wurde.<sup>76</sup> Das gleiche Ungleichgewicht lässt sich auch im Fertigungssektor beobachten: Während die Gesamtbevölkerung Preußens von 1816 bis 1846 um 56 Prozent wuchs, lag der Zuwachs für Handwerkermeister im gleichen Zeitraum bei 70 Prozent. Noch dramatischer – und problematischer – war der Anstieg der Gesellen und Lehrlinge mit 156 Prozent. Das Bevölkerungswachstum im Nürnberg des frühen 19. Jahrhunderts schürte Spannungen zwischen Meistern und Gesellen im metallverarbeitenden Gewerbe. Die Meister beschwerten sich, dass die Gesellen, die aus den Kleinstädten und Dörfern der Region in die Stadt strömten, ihr Gewerbe »überschwemmten« und den Markt übersättigten. Die Gesellen beschwerten sich ihrerseits, dass der Zugang zu Gewerbescheinen viel zu stark eingeschränkt sei.<sup>77</sup> In einer Volkswirtschaft, die sich aus einer immer größeren Anzahl prekärer Existenzen zusammensetzte, konnte schon eine Schlechtwetterphase große Bewegungen Hunger leidender Menschen auslösen, von denen viele auf der Suche nach Arbeit oder Almosen in die Städte zogen. Im Jahr 1828, als die Getreidepreise stiegen, füllte sich Bologna allmählich mit arbeitslosen *braccianti* vom Land; die Stadt war, mit den Worten eines hohen Beamten, so voller »Landstreicher«, dass in der Provinz eine Weisung erteilt wurde, die es Bauern untersagte, ihre Dörfer zu verlassen. Die Weisung war nutzlos, weil die erforderlichen Mittel, um solche Bewegungen zu kontrollieren, schlicht nicht existierten.<sup>78</sup>

Was die Erfahrung von Prekariat und Hungersnot für die öffentliche Ordnung gefährlich machte, war die Tatsache, dass diejenigen, die litten, den Mangel oder die Verelendung nicht als »naturegeben« oder gottgewollt im Sinne von Thomas Malthus ansahen, sondern als ausgelöst durch Schwankungen in den Machtverhältnissen zwischen menschlichen Wesen begriffen. Diese Schwankungen konnten in spezifischen Produktionszentren auf der Mikroebene auftreten, oder sie konnten sich durch politische und gesetzliche Veränderungen ergeben, die unter Umständen eine regionale oder nationale Reichweite



hatten. Gelernte Arbeiter mochten niedrige Löhne zwar hinnehmen, aber sie wurden widerspenstig, wenn sie das Gefühl hatten, die Direktoren könnten nach Belieben mit ihnen umspringen. Der komplexe und kaum überwachte Prozess, nach dem Händler die Qualität und den Wert des von Webern gelieferten, fertigen Stoffs beurteilten, der sich so leicht manipulieren und ausnutzen ließ, war beispielsweise in der Seiden- und Leinenindustrie Lyons ein ständiger Zankapfel – das Ergebnis war ein Tauziehen zwischen zwei ungleichen Gruppen.<sup>79</sup> In Barcelona kam es zwischen Arbeitern und Direktoren von Textilfabriken wiederholt zu Konflikten bezüglich der Praxis, den Arbeitern Ersatzteile in Rechnung zu stellen.<sup>80</sup> Die Bauarbeiter der Stadt Nantes wurden nach einem komplizierten Gehaltssystem entlohnt, das offensichtlich für widersprüchliche Interpretationen und Missbrauch durch Subunternehmer anfällig war, insbesondere wenn die Arbeit wegen schlechten Wetters oder anderer Störungen ruhte. Im Sommer 1836 kulminierte der Ärger über willkürliche Lohnberechnungen in einem Streik der Bauarbeiter. Die Arbeiter verpflichteten sich bei ihrer Ehre, für keinen Herrn zu arbeiten, der ihren Forderungen nicht nachgekommen sei. Diejenigen, die ihre Forderungen durchgesetzt hatten, zahlten jeweils 50 Centimes pro Tag an diejenigen, die noch streikten; wer den Streik gebrochen hatte, musste eine Strafe von fünf Franc an die streikenden Kameraden zahlen. Diese Maßnahmen zeigten insofern Wirkung, als die meisten Auftraggeber rasch nachgaben und die Forderung eines transparenter festgelegten Tarifs akzeptierten. Weil manche sich aber weigerten, gingen der Streik und die Agitation weiter. Als die Behörden die Anführer wegen »gesetzwidriger Vereinigung« verhafteten, versammelten sich deren Kollegen in Scharen, um die Gendarmen und Truppen, die sie zum Gerichtsgebäude eskortierten, mit Steinen zu bewerfen. Die Unruhen ebten erst ab, nachdem endlich ein allgemeines Lohnabkommen erzielt worden war.<sup>81</sup>

Derartige Arbeiterproteste waren begrenzte Herausforderungen lokaler Systeme der Arbeitsdisziplin und Kontrolle. Wenn größere

Strukturen sozialpolitischer Macht im Fluss waren, dann wurden gesetzliche Vereinbarungen, die dauerhaft und unveränderbar schienen, für Protestwellen anfällig, die über regionale und nationale Grenzen hinausgingen. Der Besitz und die Nutzung von Land waren Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa der Hauptgegenstand sozialer Konflikte, gerade weil sich der diesbezügliche normative Rahmen veränderte. In der Revolutionszeit und in der napoleonischen Ära legten die Abschaffung des Feudalismus und die Beschlagnahmung von Ländern, die kirchliche Organe und herrschaftliche Grundbesitzer als Lehen gehalten hatten, sowie der Wiederverkauf an private Käufer das Fundament für Generationen währende Konflikte. In ganz Andalusien im Süden Spaniens kam es in den 1820er und 1830er Jahren zu Pachtstreiks, Klagen und gewaltsamen Landbesetzungen, als Kleinbauern um den Anspruch auf Felder kämpften, die lokale Grundbesitzer »usurpiert« hatten.<sup>82</sup> In der Provinz Ciudad Real, rund 160 Kilometer südlich von Madrid, brach in den 1840er Jahren ein Konflikt um die Zahlung von Lehnspachten auf Gemeindeland aus, das einst vom Orden von Calatrava, einem kastilischen Ritterorden aus dem 12. Jahrhundert, eingezeichnet worden war. Das grundlegende Problem bestand hier darin, dass die Abschaffung des Feudalismus zwar die Frage gelöst hatte, wem das Land gehörte, aber nicht die Frage, wer das Recht hatte, es zu nutzen.<sup>83</sup>

Wo immer traditionelle »feudale« Nutzungssysteme durch homogenere Formen des kommerziellen Besitzes und der Bewirtschaftung ersetzt wurden, antworteten Gemeinschaften mit Protesten, Prozessen, illegalen Besetzungen und Angriffen auf Vollzugsbeamte. Es standen die unzähligen Formen traditioneller Nutzungsrechte auf dem Spiel, die lokalen Gemeinschaften den Zugang zu Wasser, Wald und Weiden auf Gemeindeland garantiert hatten. In den 1820er Jahren forderten die Bewohner von Ullà in der Nähe von Girona in Katalonien die Rückkehr zur gemeinschaftlichen Nutzung von Ländereien, die vor Kurzem ein lokaler Großgrundbesitzer aufgekauft hatte. Als die Provinzbehörden darauf hinwiesen, dass diese Länd-

reien inzwischen Privatbesitz seien, und sich weigerten, etwas zu unternehmen, brach ein Volksaufstand aus. Es kam zu Hausfriedensbrüchen, Landbesetzungen und bewaffneten Auseinandersetzungen.<sup>84</sup>

Dabei handelte es sich um lokale Unruhen wegen lokaler Beschwerden, das heißt aber keineswegs, dass sie »primitiv« oder unpolitisch gewesen wären. In den 1820er Jahren organisierten die kleinen Pächter von El Coronil und Los Morales in der Provinz Sevilla eine bemerkenswert gut koordinierte Kampagne zur Unterstützung ihres Pachtstreiks und sammelten dabei für ihre Verhältnisse enorme Geldsummen, um einen Rechtsbeistand gegen den lokalen Herzog zu bezahlen. Eifrige lokale Priester mit rhetorischen Talenten halfen ihnen, ihre Proteste auf das entsprechende juristische und ideologische Niveau zu heben. Die Bemühungen des Verwalters des Grundbesitzers, Zahlungen durchzusetzen, waren vergeblich: »Ich habe mich mit allen Bewohnern zerstritten«, berichtete er. »Da sie alle das gleiche Ziel verfolgen, glaube ich, dass es sich um eine allgemeine Verschwörung handelt.«<sup>85</sup>

Auch in Sizilien gestatteten neue Gesetze es Grundbesitzern, »uningeschränkten Privatbesitz« zu beanspruchen und damit die Rechte und Verpflichtungen zu ignorieren, die mit dem traditionellen Lehnbesitz verbunden gewesen waren, einschließlich der *usi civici*, also Allmendenutzung, die Bauern wertvolle Ansprüche auf Weideland, Feuerholz und Wasser auf Grundstücken gewährt hatte, die dem Lehnsherrn gehörten. Die Regierung in Neapel war sich des Problems bewusst, und die 1817, 1839 und 1841 erlassenen Bestimmungen legten fest, dass Bauern, wenn Gemeindeland in privaten Besitz überging, Anspruch auf Entschädigung (in der Form von Land, das den Gemeindeländen entnommen wurde) für den Verlust traditioneller Nutzungsrechte hätten, sofern sie »einen Brauch der ererbten Nutzung nachweisen« konnten. In der Realität gab es jedoch in vielen Regionen keine Archive oder Urkunden, um die Nutzung nachzuweisen, geschweige denn geeignete Mittel, um das Recht durchzusetzen. Gemeindelände wurden einfach beschlagnahmt und der Auf-

sicht von Wächtern und bewaffneten Söldnern unterstellt. Sobald es so weit gekommen war, neigten die Behörden des Königs dazu, den Besitz als gleichbedeutend mit dem Rechtsanspruch zu betrachten.<sup>86</sup> Wie schwierig es sein konnte, Gerechtigkeit von diesem System zu erfahren, zeigt etwa der Fall des Dorfs Salaparuta im Südwesten Siziliens. Im Jahr 1829 verklagte das Dorf den Fürsten von Villafranca mit der Begründung, er habe sich illegal ein bislang gemeinschaftliches Waldstück angeeignet. Aus Zorn über die Anmaßung der Landmänner ließ der Fürst den Wald abbrennen. Erst im Jahr 1842 kam es zu einem Urteil gegen ihn seitens der regionalen Behörden. Der Fürst legte Berufung ein, und das Berufungsgericht entschied schließlich im Jahr 1896 zugunsten der Dorfbewohner. Die Überreste des umstrittenen Waldstücks wurden dem Dorf im Jahr 1903 zurückgegeben, zu einer Zeit, als die ursprünglichen Kläger bereits seit Langem gestorben waren.<sup>87</sup>

In Frankreich ging die Politik bezüglich der Gemeindelande in der Regel behutsamer vor und war empfänglicher für die große Vielfalt lokaler Nutzungsrechte, obwohl es auch hier eine allgemeine Tendenz zur Aufteilung, Verpachtung, zum Verkauf und Anbau der Grundstücke gab – ein Trend, von dem Mittel- und Kleinbauern profitierten. Dass es keinen allgemeinen Ausverkauf der Gemeindelande gab, lag an dem vehementen Widerstand der Kommunen.<sup>88</sup> Wenn Konflikte um Ackerland im Frankreich nach 1815 relativ selten waren, so blieben Waldrechte jedoch hoch umstritten, insbesondere nach der Einführung des neuen Forstgesetzbuchs von 1827. Während vorherige Regierungen verschiedene Formen kollektiver Nutzungsrechte geduldet hatten, trachtete der neue Kodex danach, sie abzuschaffen. Das Weiden der Schafe und Ziegen war künftig verboten (für Schweine wurde eine Ausnahme gemacht, da sie Eichen brauchten), die Bewirtschaftung von Parzellen im Wald wurde streng eingeschränkt, und es wurden Strafen gegen all jene verhängt, die man beim Sammeln von Fallholz ertappte, das fortan als Privateigentum des Waldbesitzers galt.

Zu den von diesen Maßnahmen ausgelösten Protesten zählte der »Guerre des Demoiselles« (Krieg der jungen Damen), der in den *arrondissements* in den Pyrenäen des Département Ariège von 1829 bis 1831 tobte. Bauern verkleideten sich damals als Frauen und wehrten sich gegen die Anstrengungen der Behörden und privaten Unternehmer (insbesondere katalanischer Gießereibesitzer), ihnen ihr Gewohnheitsrecht, Feuerholz und Baumaterial zu sammeln und ihre Tiere im Wald zu weiden, streitig zu machen. Die *Demoiselles* mit ihren weiten weißen Blusen, an der Hüfte mit bunten Schärpen gebunden, die Gesichter dick mit roter und schwarzer Farbe beschmiert oder hinter Stoff- oder Papiermasken versteckt, schossen mit ihren Gewehren in die Luft und bedrohten oder griffen die Waldhüter an, deren Aufgabe es war, die Dorfbewohner aus den Waldgebieten zu verjagen. Die ausgefallene Bekleidung (häufig mit napoleonischen Hüten und anderen Souvenirs aus den Kriegen ausgestattet) diente als Verkleidung, aber zugleich als symbolische Eigenart, die die Demonstranten mit weiblichen Waldgeistern verband, mit den sogenannten *demoiselles* oder *dames blanches* (weißen Frauen).<sup>89</sup> Das neue Gesetzbuch war so unbeliebt, dass der Präfekt des Département Hautes-Alpes keine Einheimischen finden konnte, die bereit waren, das Amt des Bürgermeisters eines Dorfes zu übernehmen – keiner wollte als Sündenbock für eine Politik herhalten, die allgemein abgelehnt wurde.<sup>90</sup> Im Rheinland kam es zu ähnlichen Spannungen, nachdem die preußische Regierung ein neues Gesetz einführte, das Strafen für den »Diebstahl« von Holz aus den Wäldern vorsah, die verschiedenen Formen traditioneller Nutzungsrechte unterlagen. Von 1824 bis 1829 gab es allein im Bezirk Trier 37 328 Urteile in Prozessen wegen Holzdiebstahls und über 14 000 in Prozessen wegen »sonstigen Forstfrevels«.<sup>91</sup>

Diese Episoden lassen einen Konflikt zwischen habgierigen Grundbesitzern oder aggressiven Behörden auf der einen Seite und heldenhaften Bauern auf der anderen, die um ihre alten Rechte kämpften, vermuten. Doch die Protagonisten des Wandels wechselten von Re-

gion zu Region. In den Corbières, einem Gebiet in der französischen Region Languedoc-Rousillon, waren die Kleinbauern diejenigen, die den Prozess der wirtschaftlichen Veränderung vorantrieben. Sie beschlagnahmten Gemeindeland und teilten es auf, häufig ohne die geringste Autorisierung, und gliederten es in eine Form der Landwirtschaft ein, die vom marktorientierten Weinbau dominiert wurde – ein Beispiel für den »bäuerlichen Weg zum Kapitalismus«, wie Florence Gauthier es nannte.<sup>92</sup>

Die von solchen Veränderungen ausgelösten Konflikte waren nicht nur gesellschaftlicher, sondern auch ökologischer Natur, weil das Aufkommen des »liberalen« Modells des Privateigentums die Förderung einer neuen Form des Ressourcenmanagements mit sich brachte, das sich verstärkt am Markt orientierte. Die landwirtschaftliche Nutzung von Boden wurde tendenziell gegenüber anderen Mischformen der Nutzung vorgezogen (Weideland, Nahrungssuche, Forstwirtschaft). Das traditionelle land- und forstwirtschaftliche System offener Felder und gemeinschaftlicher Nutzung wurde abgeschafft. Hier prallten verschiedene Visionen des Managements eines Agro-Ökosystems aufeinander.<sup>93</sup> Der verstärkte Einschlag in den französischen Wäldern als Folge des Forstgesetzbuchs von 1827 hatte gravierende ökologische Folgen: Die Entwaldung verursachte im Jahr 1843 eine schwere Überflutung entlang der Rhône, und in den späten 1850er Jahren kam es in entwaldeten Regionen der Alpen-Départements zu massiven Überschwemmungen.<sup>94</sup> Waldland war nicht die einzige Ressource, die auf diese Weise abgewertet wurde. Im Flusstal der Liri zwischen den Apenninen und dem Tyrrhenischen Meer am nördlichen Rand des Königreichs der beiden Sizilien machten die Abschaffung des alten Feudalsystems und die Privatisierung der Gewässer den Weg frei für den beschleunigten Bau von Papier- und Textilfabriken. Es kam zu erbitterten Konflikten zwischen Antragstellern auf Wassernutzungsrechte, so zerstörten die Rivalen sich die Dämme oder bauten illegale Mühlen auf dem Besitz des Gegners. Und in der Folge veränderte sich die ganze Ökologie des Tals. Der exzessive Bau von

Wasserwerken entlang des Flusses und die Entwaldung der Hänge förderten massive Hochwasser mit verheerenden Überschwemmungen in den Jahren 1825 und 1833. Der erwartete industrielle Aufschwung trat allerdings nie ein. »Die unregelte Freiheit einzelner ›Eigentümer‹ über das Wasser brachte ›allen den Untergang‹.«<sup>95</sup>

Arbeiter mobilisierten spontan gegen »Fremde«, die sie als Rivalen um knappe Ressourcen wahrnahmen. Im Jahr 1843 griffen arbeitslose Textilarbeiter in der Industriestadt Brünn (Brno), der Hauptstadt von Mähren, Gruppen von Webern aus dem Land auf ihrem Nachhauseweg mit Stückwerk aus den städtischen Fabriken an. Sie behaupteten fälschlich, die Weber hätten ihnen den Arbeitsplatz weggenommen.<sup>96</sup> Im ländlichen Andalusien waren die »Arbeiter von anderswoher« diejenigen, die von den Arbeitern auf dem Land am stärksten ausgegrenzt wurden, sogenannte *pegujaleros* mit winzigen Parzellen steinigen Ackerbodens, die kaum ausreichten, um ihnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie mehr als Tagelöhner waren. Sie zogen im Laufe des Jahres um und stiegen auf der Suche nach Arbeit von den Berghängen in die Täler, weil sie von ihren Grundstücken nicht die Familie ernähren konnten. Im März 1825 meldete der Generalkapitän von Sevilla einen gewaltsamen Protest in der Stadt La Algaba (deren arabischer Name »der Wald« bedeutete). Die Tagelöhner der Region hatten die Arbeiter aus Córdoba und Granada angegriffen, die »geplagt von Katastrophen und Elend wegen des Mangels an Regen in ihren Provinzen in beträchtlichen Zahlen kamen, um bei der Mahd eingestellt zu werden«. Ihr Eintreffen habe, so argumentierten die Einheimischen, die Löhne auf »einen so winzigen Betrag« gedrückt, dass die ansässigen Arbeiter außerstande wären, »sich von den Nöten des Winters zu befreien«.<sup>97</sup> Allein die Tatsache des gemeinsamen Elends reichte nicht aus, um eine Solidarität unter den Ärmsten der Armen zu wecken.

Ein Überblick über Europa in den Jahrzehnten vor den Revolutionen von 1848 enthüllt ein Panorama sozialer Konflikte, geschürt vom Wettbewerb um jede erdenkliche Ressource in einer Welt, die von Mangel und geringen Wachstumsraten bei der Produktivität geprägt

war. Bürger, die die Tabaksteuer ablehnten, brannten Lagerhäuser voller kostbarer Blätter nieder; Bauern auf der Suche nach Holz schossen aufs Geratewohl auf Forstbeamte; Fischer aus Nachbarstädten stritten sich um Fischrechte. Es kam zu Angriffen auf Steuereintreiber und Zollbeamte. In den stagnierenden und allzu stark regulierten Volkswirtschaften Mittel- und Süditaliens wurde, schreibt John Davis, das System der Zuteilung von Verkaufslizenzen für Tabak, Salz, Spielkarten, Lose und andere königlichen Monopolwaren zu einem Vorwand für Wucher auf jeder Transaktionsebene, ganz einfach weil den Kunden über den Tisch ziehen die einfachste Möglichkeit war, die eigenen Einnahmen zu maximieren. Viele direkte Steuern, die den Untertanen der neapolitanischen Monarchie abverlangt wurden, waren in Wirklichkeit gesetzwidrige Abgaben, die korrupte Beamte oder lokale Wucherbanden einforderten. Eine derartige Funktionsstörung bewirkte nicht nur eine weitere Verelendung und einen Rückgang der Nachfrage, sondern löste auch Wut und Konflikte auf jeder Ebene der Lieferkette aus.<sup>98</sup>

Diese zerbrechlichen, unflexiblen Systeme wurden in regelmäßigen Abständen durch kurzfristige Beeinträchtigungen der Lebensmittelversorgung erschüttert. Im Jahr 1829 löste eine plötzliche Steigerung des Weizenpreises eine Flut von Krawallen und Getreidebeschlagnahmen aus. In Montmorillon, einer Marktstadt im mittleren Westen Frankreichs, beschimpfte und verprügelte eine Meute wütender Stadtbewohner Müller, Getreidehändler und sogar den Bürgermeister der Stadt. Die Händler wurden gezwungen, einen niedrigeren Preis für ihre Ware zu akzeptieren. Als die lokalen Gendarmen die Säbel zogen, brachen die Protestierenden in die Werkstatt eines Werkzeugschmieds ein und beschafften sich Sensen, Messer und Heugabeln. Erst nach dem Eintreffen von 50 berittenen *chasseurs* ebte der Krawall ab.<sup>99</sup> Derartige Tumulte breiteten sich mit großer Geschwindigkeit über weite Landstriche aus und vermittelten den Eindruck einer kollektiven Empörung des Volkes. In manchen Regionen kam es jedes Mal, wenn die Preise heraufgesetzt wurden, zu Protestwellen,



die der vermögenden Bevölkerungsschicht Angst machten. Ende der 1830er Jahre lösten Missernten erneut Lebensmittelkrawalle aus, die sich auf die Gegend um die Atlantikhäfen Brest, Nantes und La Rochelle konzentrierten – Exportdepots für Getreide auf dem Weg nach England. Südlich der Loire kam es zu unzähligen *entraves*, oder zu Beschlagnahmungen von Getreide, hauptsächlich auf Wasserwegen, die zur Loire führen. In Frankreich, wie auch in Deutschland oder anderswo, kam es tendenziell dann zu Krawallen, wenn Getreide aus Regionen, in denen eine Knappheit und hohe Preise herrschten, weggebracht oder durch sie transportiert wurde.<sup>100</sup> Der Anblick der Ärmsten, die sich auf Marktplätzen mit Heugabeln in der Hand oder Schürzen voller Pflastersteine versammelten, jagte allen Angst ein, die ein eigenes Interesse an der liberalen Wirtschaftsordnung der offenen Märkte und des frei verfügbaren Eigentums hatten. »Ich bin überhaupt nicht zuversichtlich«, schrieb der Staatsanwalt der Gemeinde Ferté Bernard im Nordwesten Frankreichs im Herbst 1831, »was die Bewegungen und Unruhen angeht, die der kommende Winter unserer entsetzlich bemitleidenswerten Bevölkerung bringen wird.«<sup>101</sup>

In den Jahren 1845–1847 sollte es noch schlimmer kommen, als eine kombinierte Agrar- und Industriekrise über den ganzen Kontinent hinwegzog. Um 1840 waren Sporen der *Phytophthora infestans* oder Knollenfäule aus Amerika nach Europa gelangt. Dieser Pilz vermehrt sich extrem rasch, wird über den Wind und Nebel verteilt und kann binnen weniger Stunden ganze Kartoffelfelder infizieren. Die Blätter werden schwarz und verrotten, und wenn es regnet, werden rasch auch die Wurzeln und die Kartoffeln selbst infiziert. In dem ungewöhnlich feuchten Sommer 1845 tobte sich die Knollenfäule regelrecht aus. Der Effekt wurde noch durch den Umstand verstärkt, dass der Pilz am härtesten in den Gebieten mit Lehmboden auftrat, wo Speisekartoffeln (im Gegensatz zu Fabrik- oder Futterkartoffeln) angebaut wurden. Auf die Ernte von 1845 in den Niederlanden hatte der Befall eine verheerende Wirkung. Von einem durchschnittlichen Ertrag pro Hektar in Höhe von 179,3 Hektoliter in den Jahren 1842–1844

fiel die Ernte auf 44,5 Hektoliter. Die Lage war jedoch noch schlimmer, als diese Zahlen vermuten lassen, weil der größte Teil der 1846 geernteten Kartoffeln Fabrikkartoffeln waren; die wenigsten von ihnen waren Winterkartoffeln, die man lagern konnte, denn die frühen Sorten waren für die Krankheit weniger anfällig, weil sie schon reif waren, bevor die Knollenfäule Mitte Juli jedes Jahr ihre Wirkung entfaltete.<sup>102</sup> Das folgende Jahr brachte den Niederlanden eine gewisse Erleichterung: Die Dürre im August und September von 1846 bremste den Fortschritt der Fäule, weil kein Regen fiel, um die Sporen zu den Knollen im Boden zu transportieren.

In Irland geschah genau das Gegenteil: Während die Knollenfäule 1845 rund die Hälfte der Ernte vernichtet hatte, fiel ein Jahr darauf die gesamte Ernte aus. Die geschätzte Gesamtzahl der Hungertoten in den Niederlanden lag bei 60000; in Irland kam über ein Achtel der Bevölkerung (etwa 1,1 Millionen von einer Bevölkerung von 8,3 Millionen) als direkte Folge der Hungersnot und der Seuchen um, die ihretwegen grassierten. Es war die »größte natürlich verursachte demographische Katastrophe der neueren europäischen Geschichte«.<sup>103</sup> Es war außerdem insofern ein ökologischer Einschnitt, als der von der Fäule an den Kartoffeln angerichtete Schaden dauerhaft war; die Ernte erholte sich nie wieder davon. Das Problem war hier weniger die Industrialisierung als solche, weil sowohl Irland als auch die Niederlande nach zeitgenössischen westeuropäischen Standards »unterindustrialisiert« waren. Belgien und Schottland, die beide mehr Industrie hatten und deren Landwirtschaft stärker kommerzialisiert war, verkrafteten den Kartoffelschock weit besser als die Niederlande, auch wenn der an den Ernten angerichtete Schaden durchaus vergleichbar war. Anders ausgedrückt, nicht der Wechsel zu stärker kapitalistischen Produktionsformen rief eine Verwundbarkeit hervor, sondern die allzu starke Abhängigkeit von einer anfälligen Ware (wie anfällig sie wirklich war, hatte kein Mensch geahnt), im Falle Irlands noch verschärft durch ein schlechtes Krisenmanagement, sobald sich die Hungersnot im Land zuspitzte.

Genau zu dem Zeitpunkt, als die Fäule erstmals auftrat, kam es auch an anderen Punkten in der Nahrungswirtschaft zu Ausfällen. Ebenjene Dürre, die den Fortschritt der Seuche in Nordeuropa 1846 eindämmen half, schadete wiederum den Getreideernten, insbesondere Weizen und Roggen, dem Hauptnahrungsmittel der ärmeren Klassen. Die französische Weizenernte fiel von 62 Millionen Zentner im Jahr 1844 auf 40 Millionen 1846. Ein Rostpilzbefall des Roggens betraf fast die Hälfte der nordeuropäischen Ernte im Jahr 1846. Und weil die Kartoffelkrise bereits die Vorräte geleert hatte, waren die Reserven, die sonst die Wirkung der Knappheit gemildert hätten, erschöpft. Darauf folgte der Winter 1846/47, der ungewöhnlich lang und hart war. Im Frühjahr 1847 schnellten bei sämtlichen Ersatzprodukten, von Weizen und Roggen zu Buchweizen, Hafer, Gerste und Bohnen, die Preise schlagartig in die Höhe. Armen Leuten fiel es deshalb schwer, den Verlust der Kartoffeln zu kompensieren, die sie sich inzwischen ohnehin nicht mehr leisten konnten. In den französischen Départements nördlich der Loire stieg der Weizenpreis von 20 Franc pro Hektoliter im Jahr 1845 auf 24 im nächsten Jahr und 39 im Mai 1847, als die Hungerzeit (*la soudure* – die Zeitspanne, wenn die alte Ernte weitgehend aufgebraucht und die neue noch nicht eingeholt war) näher rückte.

Als sich die von den Engpässen ausgelösten Preissteigerungen über die europäischen Volkswirtschaften ausbreiteten und so die Nachfrage nach Industriegütern senkten, führte ein Nachlassen der Zuversicht der Anleger zu einer Liquiditätskrise im kommerziellen Sektor. Es ist einfach, sich die Zeitspanne vor dem »Take-off zu nachhaltigem Wachstum« der 1850er Jahre als eine Epoche der »agrarischen Volkswirtschaften« vorzustellen, in denen alles von der Lebensmittelversorgung abhing. Doch das Gleichgewicht verschob sich bereits. In Frankreich lebten freilich noch 80 Prozent der Bevölkerung auf dem Land. Aber während der Anteil der Agrarprodukte am Bruttoinlandsprodukt von 45 Prozent im Jahr 1820 auf 34 Prozent 1850 zurückging, stieg gleichzeitig die Zahl für Industriegüter (also herge-

stellter Waren) von 37 auf 43 Prozent. Und ein großer Teil dieser Fertigung erfolgte dezentral auf dem Land. Die Alpentäler und Oberschlesien wimmelten nur so von kleinen Spinnereien und Webereien. Weil die Bevölkerungsdichte auf dem Land zunahm, stieg auch der Druck auf die Bevölkerung, eine Alternative zur Bearbeitung des Ackerbodens zu finden.<sup>104</sup>

Wo immer sie arbeiteten, diejenigen, die Dinge herstellten, die andere kaufen konnten, waren ebenso anfällig für Störungen in ihren eigenen Lieferketten wie für Schwankungen bei der Nachfrage. Die steigenden Kosten für Brot – ein Hauptnahrungsmittel, für das sich die meisten armen Haushalte keinen Ersatz leisten konnten – drückten die Nachfrage nach anderen Waren, was wiederum die Auftragsgänge der Werkstätten und Fabriken senkte und damit mehr Menschen in die Arbeitslosigkeit trieb. Der darauffolgende umgekehrte Multiplikatoreffekt führte zu einem drastischen Schrumpfen der industriellen Produktion.<sup>105</sup> In der Stadt Roubaix, einem Zentrum der Wollspinnerei, hatten im Februar 1847 30 Prozent der Arbeiter keine Stelle, Mitte Mai waren es 60 Prozent. Viele Fabriken schlossen oder entließen die Beschäftigten und drosselten die Produktion, während sich Direktoren, weil sie außerstande waren, sich weiterhin selbst zu finanzieren, wegen Darlehen auf die Lagerbestände an kommerzielle Banken wandten, nur um festzustellen, dass die allgemeine Knappheit an Krediten auch sie betraf.<sup>106</sup> Die Lage für die Industrie wurde durch zwei aufeinanderfolgende Ausfälle (1845/46 und 1846/47) bei der amerikanischen Baumwollernte verschärft. Bei dem Rückgang der Baumwollimporte schoss der Preis für Rohbaumwolle von 1845 bis 1847 um 50 Prozent nach oben und senkte damit den Verbrauch zu einem Zeitpunkt, als der Preisschock bei Lebensmitteln ebenfalls die Nachfrage drückte. Als Erste bekamen die Baumwollfabriken in Lancashire die Auswirkungen zu spüren, wo eine hohe Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit herrschten, doch die Symptome breiteten sich rasch über alle Baumwollmanufakturen in ganz Europa aus.

Diese Überlagerung einer internationalen kommerziell-industriellen Krise mit Nahrungsengpässen und Getreidepreissteigerungen ist deshalb von Bedeutung, weil sie den landlosen oder so gut wie landlosen Armen im Dorf den Hahn zudrehte. Letztere lebten nämlich von den Einnahmen aus unterschiedlicher Stückerarbeit wie Weben oder Spinnen, weil sie sich und ihre Kinder nicht von den eigenen Feldern ernähren konnten. Sie sahen sich der doppelten Gefahr hoher Lebensmittelpreise und eines niedrigeren Stücklohns, eines Rückgangs bei der Zahl der Aufträge oder gar der Arbeitslosigkeit ausgesetzt. Wie ein Kommentator im Großherzogtum Luxemburg anmerkte, entziehe sich die Wirtschaftsführung von Arbeiterfamilien oder Familien der unteren Handwerkerschicht, »wenn die Arbeit stockt oder die Lebensmittel theurer werden [...] jeder Berechnung, da die Einnahmen zur Fristung einer selbst kümmerlichen Existenz nicht mehr ausreichend erscheinen und die Erhaltung unbemittelter Arbeiter dem Zufalle und der Mildthätigkeit anheimgegeben ist«. <sup>107</sup>

Die Auswirkung auf die untere Schicht der Bevölkerung zeigte sich unmittelbar und war gravierend. Aus den Kirchenunterlagen von Lyon geht hervor, dass von den 13 752 Menschen, die in den Jahren 1845–1847 starben, 10 274 überhaupt nichts hatten, das sie ihren Hinterbliebenen vermachen konnten. In Friesland erhielten im Jahr 1844 bei einer Bevölkerung von 245 000 Menschen 34 859 Personen Armenhilfe, 47 482 im Jahr 1847; in der Stadt Lüttich schnellte die Zahl der Armenhilfeempfänger zwischen Mitte 1847 und Mitte 1848 von unter 8000 auf knapp 17 000. <sup>108</sup> Unter solchen Bedingungen konnte der Anteil der Bewohner, die in deutschen Städten offiziell als arm eingestuft wurden, auf zwei Drittel oder gar drei Viertel anschwellen. <sup>109</sup> In weiten Landstrichen Europas brachen Hungerunruhen aus. In Leiden, Den Haag, Delft und Haarlem kam es im Herbst 1845 zu schweren Krawallen, wo die Ängste vor dem bevorstehenden Winter durch den Einbruch der Kartoffelernte und die Verteuerung zusätzlich geschürt wurden. Ein Historiker hat allein in der von Panik erfüllten *soudure* im April/Mai 1847 für Preußen 158 Hungerkrawalle

gezählt. Und die Zahl der Beteiligten lag weit höher, als diese Gesamtzahl vermuten lässt: Insgesamt nahmen rund 100000 Bürger aktiv an etwa 200 Krawallen teil, die für das Frühjahr 1847 gemeldet wurden. Die Krawalle nahmen verschiedene Formen an. In Ostpreußen, der Heimat vieler landloser Tagelöhner, bildeten plündernde oder bettelnde Gruppen »Nahrungszüge«, wie ein Historiker sie nannte, mit Hunderten von Teilnehmern, alle mit Säcken und Körben ausgerüstet.<sup>110</sup> Das waren die *Büdner*, *Häusler* und *Einlieger*, die prekärsten Existenzen der deutschen Agrargesellschaft, in dieser Hinsicht vergleichbar mit den *pegujaleros*, die im Frühjahr auf der Suche nach Arbeit von den andalusischen Bergen herunterkamen. In ganz Europa nahm die Landstreicherei und Bettelei drastisch zu. Im Mai 1847 beschrieb ein Bericht aus dem Norden Brabants in den Niederlanden »viele und darunter relativ wohlhabende Menschen auf dem Land«, die von den »Kräutern des Feldes, von Brennesseln, wildem Holunder und dergleichen leben«. Die Armen hatten das Land so intensiv nach diesen Pflanzen durchkämmt, dass sie eine Mangelware geworden waren.<sup>111</sup> In Irland trug die plötzliche Migration großer Bevölkerungsteile auf der Suche nach Arbeit und Lebensmitteln erheblich dazu bei, Seuchen zu verbreiten. Erschöpfte Menschen, die außerstande sind, sich zu waschen oder ihre Kleider zu wechseln, bekommen leicht Läuse, die Typhus übertragen – eine der großen Todesursachen in den Hungerjahren.

Das trostloseste Zeugnis für das Leid, das die beschränkten Bedingungen der Krisenjahre mit sich brachten, ist schlicht die demographische Statistik. Die katastrophale Auswirkung der Kartoffelfäule auf Irland und die vielen Toten in den Niederlanden wurden bereits genannt, aber so gut wie überall auf dem Kontinent sind erhöhte Sterbeziffern zu beobachten. In den deutschen Staaten lag die Sterbeziffer für 1847 um 8,8 Prozent über der Norm, während der Überschuss im österreichischen Kaiserreich 48 Prozent betrug. Frankreich wurde von der Krise nicht ganz so schwer getroffen, aber selbst hier war ein bescheidener Anstieg um 5,3 Prozent über dem Durchschnitt zu be-

obachten.<sup>112</sup> Das war der Höhepunkt des »Pauperismus«, der die Literatur der sozialen Frage seit Jahrzehnten verfolgte.

Solche Katastrophen können bisweilen wie Naturkatastrophen erscheinen, vergleichbar mit seismischer Aktivität oder extremen Wetterlagen. Aber Hunger ist, wie Amartya Sen treffend feststellt, ein politisches Phänomen, kein natürliches.<sup>113</sup> Und die europäische Versorgungskrise war ausgesprochen politisch, sowohl in dem Sinn, dass ihre Auswirkungen von den Strukturen geprägt wurden, die Machtverhältnisse zwischen verschiedenen sozialen Gruppen ausdrückten, als auch in dem Sinn, dass sie lokale und regionale Regierungsvertreter zwang, unter Druck Entscheidungen zu treffen. Das wird deutlicher, wenn wir den Fall einer spanischen Stadt näher unter die Lupe nehmen, der es gelang, die schlimmsten Folgen der Getreidekrise von 1846 zu vermeiden.

Anfang Herbst 1846 lag auf der Hand, dass die Ernteerträge im Süden Spaniens sehr schlecht ausgefallen waren. In der Stadt Jerez de la Frontera nicht weit von Cádiz, im Südwesten, stiegen die Weizenpreise schon im September, obwohl die Ernte noch kaum eingefahren war. Das war äußerst ungewöhnlich: In normalen Jahren glich die Stadt ihre Getreideexporte mit Importen aus den kleinen Städten im Hinterland aus und sicherte sich so gegen Schwankungen in der Nachfrage ab. Aber dieses Jahr herrschte überall Knappheit. Die Ersten, die auf die drohende Krise reagierten, waren Spekulanten und Getreidehändler, die auf den Straßen ausschwärmten, um das Getreide aufzukaufen, das die Maultiertreiber aus den umliegenden Dörfern nach Jerez brachten. Weil der Preis weiter anstieg, griff in der ganzen Stadt und in vielen kleineren Städten der Region die Angst um sich. Als die Provinzverwaltung eine Untersuchung zum Stand der Getreidereserven der Stadt anordnete, bekam sie eine alarmierende Antwort. Der Wirtschaftsrat meldete, dass der derzeitige Vorrat nur ungefähr die Hälfte des Stands habe, der nötig sei, um den Bedarf der Bevölkerung bis zur nächsten Ernte zu decken. Von der Patriotischen Wirtschaftsgesellschaft, einer Vereinigung philanthropisch gesinnter

lokaler Würdenträger, kam eine unmissverständliche Warnung: Es sei unerlässlich, betonten sie, dass die Behörden die Ernährungsbedürfnisse der Bevölkerung über die kommerziellen Interessen des Agrarsektors stelle, auch wenn das hieß, kurzfristig dem sehr kleinen Teil der Gesellschaft, der von der kommerziellen Spekulation mit Grundnahrungsmitteln lebte, zu schaden.

Zeitgleich brach in der Stadt eine Panik aus. Am 23. Februar 1847 erklärte ein einheimischer Bäcker persönlich vor dem Stadtrat, dass es ihm nicht möglich gewesen sei, genügend Weizen für seinen Teig zu kaufen, und deshalb sei er außerstande, am kommenden Samstag seine Einzelhändler zu beliefern. Das sei, argumentierte er, eine Folge davon, dass sich alle Verkäufer untereinander abgesprochen und vereinbart hätten, nicht zu verkaufen, um den Preis nach oben zu treiben. Vorerst vertrauten die Behörden weiterhin dem Markt und wiesen lokale Beamte an, sämtliche Versuche, den Getreidehandel zu blockieren oder zu stören, zu verhindern. Gleichzeitig bestellten sie jedoch Getreidelieferanten ins Rathaus, um sich zu vergewissern, welche Händler derzeit Bestände an Weizen hätten. Die Getreidehändler wurden angewiesen, ihre Lagerhäuser und Speicher offen zu lassen, und an die Verantwortung ermahnt, die sie trügen, falls ihr Zuwiderhandeln eine gravierende Störung der öffentlichen Ordnung in der Stadt auslösen sollte. Händlern und Erzeugern wurde befohlen, Erklärungen über die genaue Getreidemenge abzugeben, die sie gelagert hatten. Als diese mit eklatanten Untertreibungen ihrer Bestände antworteten, mussten sie neue Erklärungen abgeben; außerdem drohten ihnen hohe Bußgelder wegen Falschmeldung.

Keine einzige dieser Maßnahmen konnte jedoch den Anstieg des Brotpreises verhindern, der bis in den März 1847 weiter kletterte. Am 11. März um 20 Uhr tagte der Stadtrat in einer Sondersitzung und vereinbarte, zwölf der wichtigsten Bäcker in der Stadt einzuberufen. Um 23 Uhr kamen die Bäcker, und der Bürgermeister bat sie, eine Senkung des Brotpreises in Betracht zu ziehen, um ihr Produkt auch dem gemeinen Volk der Stadt zugänglich zu machen. Die Bäcker wehrten sich



gegen diesen Anschlag auf ihre Gewinnspannen, doch als am folgenden Tag über 36 Bäcker der Stadt zusammenkamen, wurde vereinbart, dass die Stadtbäckereien täglich 1140 Laib Brot zu einem vereinbarten Rabattpreis verkauften (die Zahl wurde später auf 6000 Laib erhöht, als die Krise sich zuspitzte). Eine Zuwendung für jeden Laib, den die Stadt zu zahlen hatte, würde einen Teil ihrer Verluste decken. Auf diese Weise teilten die Stadt Jerez de la Frontera und ihre Bäcker die Bürde der Notmaßnahmen, die verhängt wurden, um den Versorgungsengpass zu kompensieren. Dieses Abkommen blieb bis Ende Mai intakt, als die Preise allmählich wieder fielen und die Lage sich entspannte.

Im Kontext des Spaniens Mitte des 19. Jahrhunderts war dies ein ungewöhnlich abenteuerliches Beispiel für massives administratives Eingreifen. Städtische Behörden mit liberal-ökonomischen Instinkten priesen den freien Markt. In der Regel schränkten sie nur ungern die Rechte der Eigentümer ein, ihre Waren zu verkaufen, wann und wie es ihnen beliebte, auch wenn in diesem Fall die Getreidespekulanten mit ihrem kartellähnlichen Verhalten kaum leuchtende Beispiele des freien Marktes waren. Doch als Mittel, um einen größeren sozialen Aufruhr in Schach zu halten, funktionierte der in Jerez ausgehandelte pragmatische Deal. Die Preise gingen im Juni in Erwartung der besseren Ernte wieder zurück.<sup>114</sup> Die Bäcker von Jerez taten klug daran, bei diesen Maßnahmen zu kollaborieren: In anderen Teilen Europas zählten Bäcker zu den Hauptzielen wütender Menschenmengen. Unter den 45 Geschäften, die in Berlin während der »Kartoffelrevolution« vom 21. bis zum 23. April 1847 von Randalierern angegriffen und geplündert wurden, waren fast 30 Bäckereien.<sup>115</sup>

Wie die Behörden mit solchen Tumulten umgingen, variierte von Ort zu Ort. In Preußen neigte die Regierung nach drei Jahrzehnten wirtschaftlich-liberaler Politik dazu, sich nicht in die Krise einzumischen, abgesehen von kosmetischen Maßnahmen, die dazu dienen sollten, die allgemeine Zuversicht zu stärken. Stattdessen setzte sie ganz auf massive und wirksame Repression. Auf lokaler Ebene gab es jedoch unzählige Initiativen, genau wie in Jerez de la Frontera. In

einer Reihe rheinischer (d. h. ebenfalls preußischer) Handels- und Industriestädte – Köln, Barmen, Elberfeld, Solingen, Krefeld – stellten sich Angehörige der lokalen Mittelschicht an die Spitze der Organisation und Finanzierung von Besserungsmaßnahmen, Initiativen, die den Anspruch des wohlhabenden Bürgertums auf eine soziale und politische Führungsrolle unterstrichen. Auch in Danzig wurden private Mittel bereitgestellt, um ermäßigte Kartoffelpreise und Suppenküchen zu finanzieren. In Berlin lief die Sache nicht ganz so gut, weil die preußischen Behörden sich scheuten, irgendwelche Initiativen den städtischen bürgerlichen Eliten zu übertragen, unter anderem mit dem Ergebnis, dass deren Gesuche um Präventivmaßnahmen und eine Bürgermiliz kurzerhand abgelehnt wurden. Vor die Wahl gestellt zwischen einer ermächtigten Mittelschicht, die ihre eigene Nachbarschaft ordnete, und relativ ungeordneten Hungerkrawallen zogen die Behörden den Krawall vor.<sup>116</sup>

Auch in Frankreich kam es in Buzançais, Lisieux und Le Mans zu Hungerkrawallen, und über diese Ereignisse wurde in der Presse ausgiebig nachgedacht. Doch im größten Teil des Landes wurden ohne größere Schwierigkeiten Brotausgaben organisiert. In Belgien stimmte das Parlament für einen Sonderkredit für die Armenhilfe, der die Gründung von Wohltätigkeitskomitees in fast jedem Ort ermöglichte; und staatliche Arbeitsbeschaffungsprogramme, die sich hauptsächlich auf die Aufbesserung lokaler Straßen konzentrierten, halfen vielen Arbeitslosen, die schlimmsten Monate zu überstehen. In der relativ stark industrialisierten Region Wallonien trug auch die Anwesenheit von Fabriken, die immer noch viele Arbeiter beschäftigten (wenn auch zu sehr niedrigen Löhnen), dazu bei, die schlimmsten Auswirkungen der Lebensmittelknappheit zu mildern. Dabei war es von Vorteil, dass die Zyklen des Getreidemangels und der Industriekrise nur bedingt miteinander verknüpft waren und deshalb nicht voll synchron verliefen.<sup>117</sup>

Wenn die Situation in Irland so viel schlechter war, so lag das nicht daran, dass die britische Regierung es völlig versäumt hatte einzu-

greifen. Als die Kartoffelfäule im Jahr 1845 ausbrach, reagierte die Regierung Peel sofort, indem sie aus den Vereinigten Staaten Mais kaufte, um ihn in Irland zu verkaufen, das bestehende Programm öffentlicher Bauarbeiten ausweitete und 1846 die Zölle senkte, um den Import von Getreide zu erleichtern (vergleichbare Zollreformen wurden in Schweden, Belgien, den Niederlanden und Sardinien eingeführt).<sup>118</sup> Doch die von solchen interventionistischen Maßnahmen ausgelöste Kontroverse brachte Robert Peel und seine Regierung zu Fall. Sein Nachfolger als Premierminister, Lord John Russell, war ein strikter Verfechter des liberalen Laissez-faire-Grundsatzes und lehnte folglich staatliche Eingriffe in die Gesellschaft oder in die Funktionsweise des Marktes ab. Russells Schatzkanzler, Sir Charles Wood, war geradezu ein Evangelikaler des Laissez-faire, der in der Hungersnot ein göttliches Urteil und den Katalysator eines heilsamen Strukturwandels sah, den man am besten sich selbst überließ.<sup>119</sup> Die 1845/46 ergriffenen Maßnahmen wurden im folgenden Jahr weitgehend aufgegeben. Das öffentliche Bauprogramm wurde eingestellt. Das bemerkenswert erfolgreiche Netz an Suppenküchen, das im Februar 1847 analog zu den in vielen kontinentalen Städten gegründeten Wohlfahrtskomitees eingeführt wurde, wurde im Oktober wieder aufgelöst. Vor dem Hintergrund der Angst wegen der finanziellen Belastung durch die Hungerhilfe und der verbreiteten »Hungermüdigkeit« in Großbritannien ließ man es zu, dass die Katastrophe weiter ihren Lauf nahm, bis sie am Ende ein Achtel der irischen Bevölkerung dahingerafft hatte. Weitere Hunderttausende wurden dazu getrieben, das Land zu verlassen, darunter die Einwanderer in das ländliche New South Wales, von denen ich abstamme.

## Die Weber

Gegen sieben Uhr am Morgen des 21. November 1831, einem Montag, formierten sich 400 Seidenweber in Croix-Rousse, einer Vorstadt Lyons, in geordneten Gruppen. Sie hatten die Absicht, durch die Straße Grande Côte in Richtung Stadtmitte zu marschieren und darauf zu bestehen, dass ihre Arbeitgeber, die Seidenhändler der Stadt, einen mit den städtischen Behörden wenige Tage zuvor ausgehandelten Mindestlohn akzeptierten. Eine kleine Einheit aus 50 Männern der Nationalgarde, die sie aufhalten sollte, wurde mit einem Steinhagel empfangen, umstellt und entwaffnet. Die Emotionen kochten bereits hoch: Nur mit Mühe gelang es Pierre Charnier, einem Webermeister und einem der Rädelsführer des Protestes, eine Gruppe aufgebrachter Demonstranten daran zu hindern, den Polizeikommissar Toussaint zu lynchen. Indem sie sich in Vierergruppen mit untergehakten Armen neu gruppierten, setzten die Weber ihren Marsch auf der Grande Côte fort, wo sie von den Grenadieren der Ersten Legion der Nationalgarde erwartet wurden. Unter den Gardisten befand sich eine ganze Reihe von Seidenherstellern, die die aufständischen Weber beschäftigten. Die ersten Schüsse fielen. Mehrere Weber stürzten schwer verwundet zu Boden; ein Offizier wurde von einer Kugel im Oberschenkel getroffen. Von den Webern zurückgedrängt, gingen die Gardisten zu einem ungeordneten Rückzug über, während die Weber eilig die Bevölkerung von Croix-Rousse zu den Waffen riefen. Gewaltige Barrikaden wurden am Zugang zur Grande Rue errichtet, und die Weber entrollten ihre Fahne, ein sauber gearbeitetes Stück (immerhin waren sie Weber). Auf sie waren Worte gestickt, die bis ins 20. Jahrhundert nachhallen sollten: *Vivre en travaillant ou mourir en combattant* (Arbeitend leben oder kämpfend sterben).

Das war der Auftakt der *révolte des canuts*, des Aufstands der Seidenweber von Lyon (umgangssprachlich *canuts* genannt) im No-

vember/Dezember 1831. In den nächsten Tagen griffen die Weber die befestigte Polizeikaserne Bon-Pasteur an und nahmen sie ein. Sie brachen in das Arsenal ein, um sich Waffen zu beschaffen, und gingen auf mehrere Einheiten der Nationalgarde und der Armee los. Der Kampf um die Stadt forderte letztlich 600 Opfer. Am Morgen des 23. November waren der Bürgermeister und der befehlshabende General beide aus der Stadt geflohen. Anfangs glich der Aufstand anderen sozialen Protesten dieser Zeit. Die Revolution des vorigen Jahres in Paris, verschärft durch eine Choleraepidemie in der Hauptstadt, Revolutionen in Lateinamerika und eine Bankenkrise in den Vereinigten Staaten, hatte den Handelskreislauf der Seide gestört, was zu einem Rückgang der Aufträge, Preise und Löhne geführt hatte. Die Webermeister forderten einen Mindestlohn. Die Kaufleute weigerten sich jedoch, ihn zu zahlen, obwohl die Stadtverwaltung einen allgemeinen Tarif ausgehandelt und empfohlen hatte.<sup>120</sup> Daraufhin traten die Weber in Streik und forderten Gerechtigkeit.

Bemerkenswerter an dem Aufstand von Lyon war jedoch die Ausgereiftheit der organisatorischen Kultur, die dahintersteckte. Im Jahr 1827 hatte eine Gruppe Webermeister die *Société du Devoir Mutuel* (Gesellschaft gegenseitiger Hilfeleistung) gegründet, die sich auf eine weitläufige Zellstruktur aus kleinen »Kompanien« stützte, der jeweils nicht mehr als 20 Webermeister angehörten (um einen Verstoß gegen Artikel 291 des französischen Strafgesetzbuchs von 1810 zu vermeiden), mit einem »Syndikus« an der Spitze, dem zwei »Sekretäre« zur Seite standen. Die Syndikusse waren einem »Zentralbüro« unterstellt, das aus einem Direktor, zwei Vizedirektoren, einem Sekretär und einem Kassensführer bestand. Die Syndikusse bildeten gemeinsam mit den fünf Mitgliedern des »Zentralbüros« einen »Großrat«.<sup>121</sup> Diese »Freimaurerei der Arbeiter«, wie ihr Haupträdelsführer, der Weber Pierre Charnier, es später nennen sollte, war mehr als nur ein Instrument für die Verteilung von Hilfsleistungen; sie war ein Versuch, die asymmetrischen historischen Auswirkungen der kommerziellen Freiheit zu kompensieren, die im Zuge der Französischen Revolution ein-

geführt und von den besitzenden Klassen Europas gepriesen wurde. Das Gesetz Le Chapelier von 1791 hatte nicht nur die alten Zünfte abgeschafft, sondern auch den Bürgern das Recht verweigert, zu streiken oder sich zur Wahrung »ihrer vermeintlichen gemeinsamen Interessen« zu vereinigen. Allerdings blieb es legal, wenn Fabrikbesitzer und Kaufleute ein kartellähnliches Verhalten an den Tag legten oder Organisationen wie die Handelskammern bildeten.<sup>122</sup>

Das tragende Prinzip hinter Charniers panoptischem System aus Zellen, die einem zentralen Organ unterstanden, lautete »Vereinigung«, ein Wort, dessen damaliges Charisma heute wohl kaum mehr nachvollziehbar ist (in Frankreich vielleicht noch eher, wo es bis 2017 einen Minister »pour la vie associative«, also für das Vereinsleben, gab). Nur durch Vereinigung würden die arbeitenden Massen die strukturelle Schwäche des Einzelnen überwinden. Die Idee hatte für jene Webermeister einen besonders starken Reiz, die nicht in Fabriken mit großen Hallen versammelt waren, sondern ihre eigenen Webstühle besaßen und in eigenen Werkstätten arbeiteten, unterstützt von einer Gruppe Lehrlinge, Gesellen, Zulieferer, weiblicher Expertinnen und Helferinnen unterschiedlicher Stände, Altersstufen und gesellschaftlicher Stellungen. Ohne stramme Organisation fiel es den Kaufleuten leicht, die Meister gegeneinander auszuspielen. Über ihren Verband vereint, forderten die Weber den Respekt ein, der ihnen gebührte:

In der Vereinigung werden wir imstande sein, den ganzen Trost für unsere Misstände zu finden. Wir werden lernen, dass ein Mann, der arm an Vermögen ist, nicht unbedingt auch arm an Qualität ist. Sobald wir mit unserer Würde als Menschen erfüllt sind, werden die anderen Bewohner dieser Stadt, deren Ruhm und Wohlstand wir seit vielen Jahren unermüdlich gestalten, aufhören, den Begriff »canut« abwertend oder beleidigend zu benutzen.<sup>123</sup>

Im Jahr 1831 kam zur Gesellschaft für gegenseitige Hilfeleistung noch die *Société des ferrandiniers* (Gesellschaft der Seidenarbeiter) hinzu, die die Arbeiter oder *Compagnons* vertrat. Diese Organe ermöglichten die kollektive Verarbeitung der gemeinsamen Erfahrungen, kollektive Handlungsführung, die Durchsetzung kollektiver Vereinbarungen und die Ausarbeitung kollektiver Strategien. Diese Fähigkeit zur Kollaboration an sich ist bemerkenswert. Die Meister waren Kleinunternehmer, Besitzer von Produktionsmitteln, die häufig einen oder mehrere Webstühle an Webergesellen vermieteten, die ihrerseits unter Umständen ebenfalls Hilfskräfte einstellten. Der größte Teil der *Compagnons* waren jedoch Proletarier, die außer ihrer Arbeitskraft nichts anzubieten hatten. Aber die gut 8000 Meister und die etwa 20000 *Compagnons* der Stadt schafften es die meiste Zeit über zusammenzuarbeiten. Dieser Erfolg war vermutlich auf die engen geographischen Verhältnisse des Lyoner Webergewerbes zurückzuführen: Die *Compagnons* wohnten häufig bei ihren Meistern; in Wohnvierteln wie der Vorstadt Croix-Rousse auf dem erhöhten westlichen Ende der Halbinsel, auf der die Stadt erbaut war, wimmelte es nur so von Weberhaushalten: Von den 16449 Bewohnern in Croix-Rousse waren 1832 mehr als 10000 Weber oder deren Angehörige.<sup>124</sup>

Auf den ersten Blick mag der Aufstand in Lyon von 1831 wie das rein »soziale« oder »industrielle« Pendant in der Provinz zur politischen Revolution von 1830 in Paris wirken. So sah mit Sicherheit die Romanautorin und Dichterin Marceline Desbordes-Valmore, die sich beim Ausbruch in der Stadt aufhielt, die Ereignisse: »Die Politik spielt bei dieser gewaltigen Revolte keine Rolle«, schrieb sie am 29. November 1831 einem Freund in Bordeaux. »Es ist ein Aufstand des Hungers. Indem sie sich selbst vor die Kugeln werfen, riefen Frauen: ›Tötet uns! Dann hungern wir wenigstens nicht mehr!‹ Drei oder vier Rufe *Vive la République!* waren zu hören, aber die Arbeiter und das Volk erwiderten jedes Mal: ›Nein! Wir kämpfen um Brot und um Arbeit.«<sup>125</sup> Es war nicht ungewöhnlich, dass Kommentatoren der Mittelschicht derartigen Tumulten einen tragischen Zug verliehen, indem

sie auf einer rein sozialen Motivation beharrten, von der Politik unberührt. Aber die Weber von Lyon waren im Großen und Ganzen nicht die Hungerleider, die die Verfechter einer Sozialhygiene bei ihren Beschreibungen der Elendsviertel schilderten; und ihre Welt steckte voller Politik. Die Tradition eines konzertierten Arbeiterprotests in der Stadt reichte bis ins 18. Jahrhundert zurück, und die Weber hatten ein gutes Gedächtnis.<sup>126</sup>

Schon vor dem Aufstand hatte Lyon das Interesse radikaler Intellektueller erregt. Eine Delegation von ihnen stattete im Mai 1831 der Stadt einen Besuch ab und lockte große Menschenmengen bei ihren öffentlichen Vorträgen an. Die spektakuläre Rede von Jean Reynaud, einem gebürtigen Lyoner, der später in einer Pariser revolutionären Regierung von 1848 mitarbeiten sollte, war eine »Predigt« über das Thema Besitz: »Hütet euch davor«, sagte Reynaud seinem Publikum, »der Ruhm [von Besitz] ist vergänglich, und seine Herrschaft läuft ab.«<sup>127</sup> Im Juni erschienen zwei neue republikanische Zeitungen in der Stadt: *La Sentinelle nationale*, herausgegeben von Joseph Beuf (der später wegen Volksverhetzung eine Strafe zahlen musste und verhaftet wurde), und Adolphe Graniers *La Glaneuse* (Die Ährenleserin). Diese bissig-lustige, satirische Zeitschrift, die auf rosafarbenes Papier gedruckt wurde, machte sich mithilfe eines bunten Sortiments an Genres unablässig über die Präntionen der 1830 eingesetzten Monarchie lustig: Charakterskizzen, Kurzgeschichten, Witze, Scheinrezepte und Anzeigen. Aber nach dem Aufstand vom 21. November verdrängte ein feierlicher Leitartikel das ironische Geplänkel, um die Toten zu beklagen und den Sieg der Weber über die Kräfte der »Ordnung« zu feiern:

Unsere Sympathien – lasst es uns laut aussprechen! [...] liegen bei der zahlenmäßig größten und ärmsten Klasse; heute und für alle Zeit werden wir deren Verteidiger sein; heute und für alle Zeit werden wir in deren Namen die heiligen Rechte der Gerechtigkeit, der Humanität einfordern!<sup>128</sup>



Die gut gemeinte Herablassung dieses Anspruchs, »im Namen« einer unteren Klasse zu sprechen, fehlte völlig in *L'Écho de la Fabrique*, einer im Oktober 1831 gegründeten Zeitschrift, deren Seiten eine Sichtweise aus dem Milieu der Weber oder zumindest der Webermeister widerspiegeln. Zum Gründungskreis der Anteilseigner zählten 31 Webermeister; und ihre Spalten wimmelten nur so von Nachrichten über Verhandlungen in der Branche, Schiedsverfahren und die Zusammenkünfte, die die Weber selbst veranstalteten. Ihr Zweck, der im Werbeprospekt offen eingestanden wurde, war es, »die Habgier und die Selbstsucht« der Handelsbosse (*chefs de commerce*) zu bekämpfen, Missbräuche des Systems einzuschränken und »ein Gleichgewicht herzustellen, welches, ohne die allgemeinen Interessen der Arbeitgeber zu schädigen, eine Verbesserung des Loses all jener bewirken würde, die von ihnen abhängig sind«. *L'Écho* sollte ein Treffpunkt sein, an dem sich die arbeitende Gemeinschaft auf neue Weise zu Wort meldete: Weber aus ganz Lyon wurden eingeladen, Material einzureichen, das sie für interessant hielten.<sup>129</sup> Die distanzierte Perspektive der »sozialen Frage« aus der Sicht Dritter wich einem neuen Wortschatz, der auf eklektische Weise vom Saint-Simonismus und später vom Sozialismus Charles Fouriers geprägt wurde, aber auch von der gelebten Erfahrung der Betroffenen, einer Sprache, die sowohl imstande war, die emotionale Struktur einer Arbeiterbewegung zu artikulieren und zu normieren, als auch, dem Konflikt zwischen den Lyoner Webern und deren Auftraggebern eine ethische und politische Legitimität zu verleihen.<sup>130</sup>

Die Rückeroberung von Lyon im Jahr 1831 verlief erstaunlich blutig. Entsetzt über diesen Aufstand in der zweitgrößten Stadt Frankreichs nur ein Jahr nach der Revolution, die ihn auf den Thron katapultiert hatte, befahl der neue König Louis Philippe d'Orleans, die Armee solle entschlossen eingreifen, Hinrichtungen jedoch vermeiden. Am 3. Dezember rückten 20000 Soldaten unter dem Kommando von General Jean-de-Dieu Soult, einem Veteran der Napoleonischen Kriege, in die Stadt ein. Es gab etliche Verhaftungen, von

denen nur wenige strafrechtliche Ermittlungen nach sich zogen; und diese endeten allesamt mit Freisprüchen.

Hier hätte die Geschichte eigentlich enden können, aber drei Jahre später erhoben sich die Seidenarbeiter von Lyon erneut, diesmal allerdings unter völlig anderen Bedingungen. Der Seidenmarkt hatte sich erholt, und der Stücklohn für Seidenarbeiter war erhöht worden. Die Kaufleute, die einen weiteren Abschwung befürchteten, versuchten, ihre Lohnrechnungen zu drücken. Die Proteste wegen einer Senkung des Lohns der Arbeiter mit Plüsch (*péluche*) eskalierten und lösten einen Streik im ganzen Sektor aus. Das Frühjahr 1834 brachte erneute Zusammenstöße und Verhaftungen; als die Polizei einen Brief voller vermeintlich aufrührerischer Parolen fand, den einer der radikaleren *canuts* geschrieben hatte, griff die Obrigkeit hart durch. Im April kam es zu einem regelrechten Aufstand; in der darauffolgenden »blutigen Woche« tauchten in der ganzen Stadt Barrikaden auf, um das Vordringen der Armee aufzuhalten. Die Arbeiter stürmten (wie schon 1831) die Kaserne Bon-Pasteur und das Arsenal; aus mehreren Stadtbezirken machten sie befestigte Lager. Den Kern der Revolte bildeten die 3000 Aufständischen, aber eine große Zahl der Einwohner nahm ebenfalls teil. Die Frau und die Töchter des Buchhändlers Jean Causidière bereiteten beispielsweise Kartuschen und Proviant vor und brachten sie zu den Kämpfern auf den Barrikaden. In den von den Webern dominierten Bezirken herrschte unter den nichtkämpfenden Bewohnern gegenüber den Truppen eine, wie ein Augenzeuge berichtete, Haltung »feindlicher Neutralität«.<sup>131</sup>

Diesmal antwortete die Regierung mit brutaler Härte. Innenminister Adolphe Thiers zog die Truppen aus der Stadt ab, umstellte sie und nahm sie anschließend Viertel für Viertel wieder ein, wobei ausgiebig von der Artillerie Gebrauch gemacht wurde. Unzählige Arbeiter und unschuldige Schaulustige wurden kurzerhand massakriert, eine Vorgehensweise, die er im hohen Alter bei der Niederschlagung der Pariser Kommune 1871 erneut anwenden sollte. Kanonen wurden eingesetzt, um Plätze zu räumen. Durch den Einsatz

von Sprengladungen, um die Türen von Gebäuden aufzusprengen, wurden in mehreren Vierteln Brände ausgelöst. Einen Mann, der in einen Kamin geflüchtet war, ließ man absichtlich bei lebendigem Leib verbrennen. Der Sohn von Jean Caussidière wurde bei den Kämpfen getötet und sein Leichnam wiederholt von den Soldaten mit Bajonetten geschändet (nach Ausbruch der Revolution von 1848 sollte der zweite Sohn, Marc Caussidière, ein Anführer der Republikaner im benachbarten Saint-Étienne, für kurze Zeit als Präfekt der Pariser Polizei dienen). Die Soldaten, die von ihren Widersachern lernten, kletterten auf die Dächer und verwickelten die Aufständischen in eine »Schlacht der Schornsteine«. Die Schätzungen der Opferzahlen schwanken zwischen 200 und 600, aber 350 dürfte der Realität recht nahe kommen. Zeitgenössische visuelle Darstellungen führen die Grausamkeit der Kämpfe auf engstem Raum – auf kleinen Plätzen, umgeben von hohen Gebäuden – lebhaft vor Augen. Wenn Truppen und Aufständische auf den Barrikaden und in deren Umfeld aufeinanderprallten, nahm der Kampf rasch den Charakter eines Massakers an.

Jean-Baptiste Monfalcon, Arzt, Journalist, Bibliothekar und Sohn der Stadt, bemerkte einen entscheidenden Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Aufstand: »Anfangs ihrem Charakter nach auf die gewerblich-industriellen Beziehungen fokussiert, wurde [die Revolte] peu à peu zu einer industriellen *und* politischen, und das Unglück jener Zeit wollte es, dass sie am Ende einen fast ausschließlich parteipolitischen Charakter annahm.« Im November 1831 hätten sich die Arbeiter, so Monfalcon, wegen der Angelegenheit einer »mangelhaft gestellten und mangelhaft verstandenen« Frage des Lohns erhoben. Doch im April 1834 ging es nicht länger nur um Tarife: Die Arbeiter »errichteten, gelenkt von politischen Parteien, die offen gegen die Macht rebellierten, Barrikaden im Namen der republikanischen Meinung«. <sup>132</sup>

Diese Sichtweise erfordert eine gewisse Erläuterung. Manches änderte sich mit Sicherheit zwischen dem ersten und dem zweiten Auf-

abschlossen. Die Kinder der einfachen Weber (darunter viele *Compagnons*) gingen auf die kostenlosen Grundschulen in den Vorstädten, und viele ihrer Eltern besuchten in den gleichen Gebäuden Abend- und Sonntagsschulen und erwarben so die Fertigkeiten, die sie benötigten, um ein Netz aus Lesezirkeln und Buchgesellschaften zu unterhalten.<sup>133</sup>

Andererseits wurde, obwohl die Republikaner den Widerstand vom April 1834 in manchen Orten anführten, der größte Teil der aufständischen Truppen lokal rekrutiert und von Mitgliedern der Gesellschaften gegenseitiger Hilfeleistung oder einfach von Webern oder anderen Arbeitern (häufig recht chaotisch) befehligt. Von den 108 nach den Kämpfen im fünften Arrondissement der Stadt verhafteten Personen wurden lediglich fünf als Republikaner eingetragene. Die Weber arbeiteten ihrerseits immer noch im Rahmen ihrer überlieferten Moralökonomie: Sie wurden stärker von traditionellen Annahmen bezüglich dessen, was gerecht ist, als von den Theorien oder Rezepten irgendeiner politischen Gruppierung motiviert. Republikanische Agitatoren gaben sich große Mühe, den Aktivismus der Weber in politisches Handeln zu kanalisieren, doch die Weber zögerten im Allgemeinen, diesem Drängen Folge zu leisten.<sup>134</sup> Bei ihrem Prozess in Paris weigerten sich die Lyoner Weber unter den angeklagten Aufständischen, die Bemühungen der ebenfalls belangten Republikaner mitzutragen, aus dem Prozess eine Plattform für eine politische Abrechnung mit der Julimonarchie zu machen.<sup>135</sup> Die angeklagten Republikaner verwiesen ihrerseits selten direkt auf die *canuts*, und wenn sie es taten, dann stets nach den Stereotypen der sozialen Frage. Der Republikaner Charles Lagrange etwa erklärte folgendermaßen, weshalb er und seine Kollegen so sehr auf dem Prinzip der Vereinigungsfreiheit beharrten:

[Wir haben] in unserer unglücklichen Stadt 15 000 Frauen von fünf Uhr morgens bis Mitternacht arbeiten sehen, ohne genug für die dringendsten Bedürfnisse des Lebens zu verdienen.

Viele von ihnen haben keine Väter, Brüder oder Ehemänner und sind gezwungen gewesen, sich ins Verderben zu stürzen, um zu überleben. [...] Jawohl, das alles haben wir gesehen, und aus diesem Grund haben wir den Proletariern gesagt: Associez-vous! [Vereinigt euch!]<sup>136</sup>

Aber die Weber hielten sich nicht für »Proletarier« und bezeichneten sich nicht als solche, geschweige denn brauchten sie Männer wie Lagrange, um den Nutzen einer Vereinigung zu erkennen. Und kein einziger Weber hätte vor Gericht erklärt, dass die jungen Frauen seiner Gemeinschaft Prostituierte wären. Kurzum: Die Politik des Republikanismus und die Politik der Arbeiteraktivität trafen sich im Jahr 1834 zwar, aber sie waren nicht miteinander verflochten.

Der Aufstand von 1834 dauerte nur wenige Tage, aber seine Wirkung war im ganzen kulturellen Netzwerk Frankreichs zu spüren. Im Juli 1835, als der gewaltige Prozess gegen die angeklagten Rebellen in Paris sich dem Ende näherte, wurden gedruckte Porträts der dreiesten Angeklagten aus Lyon in den Buchläden und in den Buden an den Ufern der Seine verkauft. Die »feine Dramatik« der »beiden großen Ereignisse« (Stendhal) tauchte erneut in den Essays, Briefen und Romanen der kanonischen, gefeierten Schriftsteller jener Ära auf, von Lamartine bis zu Balzac, Victor Hugo, Chateaubriand und Alfred de Vigny. Félicité Robert de Lamennais, der radikale Priester, dessen 1833 erschienenes Werk *Paroles d'un croyant* bereits auf dem besten Weg war, eins der berühmtesten Bücher der Welt zu werden, widmete den Webern ein leidenschaftliches Flugblatt. Ihren Prozess brandmarkte er als Verrat an der Freiheit, die von der Revolution 1830 versprochen worden war. Hat das Volk, fragte er, die Bourbonen etwa dafür verjagt? »Das Volk«, so mahnte Lamennais, habe zumindest »ein Bewusstsein und ein Gefühl für seine Rechte«; es werde künftig all jenen keine Ruhe gönnen, die nicht die volle Tragweite dessen erkannten, was dies bedeute.<sup>137</sup> Für George Sand, die sich als Mann verkleidete, um unter die Zuschauer im Gerichtssaal zu ge-

langen, war der Prozess ein politisches Erwachen. Die Anwälte, die die Angeklagten verteidigten, waren eine Reihe linker Prominenter: Ledru Rollin und Garnier-Pagès sollten beide später in der provisorischen Regierung vom Februar 1848 dienen; Armand Barbès war ein Stammgast des revolutionären Untergrunds, der im Jahr 1848 eine wichtige Rolle auf der extremen Linken spielen sollte, genau wie der Anwalt und einstige linke Abgeordnete Michel de Bourges, dessen Affäre mit George Sand begann, nachdem sie sich im Zuge des Prozesses kennengelernt hatten.<sup>138</sup> Lyon sicherte sich einen einzigartigen und dauerhaften Ort in der historischen Galerie der extremen Linken von Blanqui, Marx, Engels und Fourier bis zu Paul Lafargue, dem revolutionären Journalisten, Literaturkritiker und Mitgründer der französischen Arbeiterpartei (Parti Ouvrier Français). In den 1880er Jahren sollte Lafargue die Kader seiner Partei lehren, dass die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 neben dem großen sozialen Aufstand der Lyoner Weber allesamt in ihrer Bedeutung verblassten.<sup>139</sup>

Zu den eindringlichsten zeitgenössischen Äußerungen des emotionalen Nachhalls dieser Ereignisse zählt ein Gedicht von Marceline Desbordes-Valmore, das kurz nach dem zweiten Aufstand komponiert wurde. Indem sie die Handlung ihres Poems in die Zeit unmittelbar nach den Repressionen verlegt, entzieht Desbordes-Valmore die politischen Maßnahmen des Aufstands dem Blick. Ihre Weber sind keine Aktivisten, sondern blutbefleckte Opfer der Repression. Ihre Fürsprecher, eine namenlose Frau und ein weiblicher Chor nach der Art des griechischen Dramas, erheben keine konkreten Anklagen, aber in der Sprache steckt eine radikale Energie. Wenn es heißt, »der Mörder macht sich zum König«, so ist das nicht ganz dasselbe wie die Aussage, der König sei ein Mörder, doch der logische Schluss drängt sich geradezu auf. Desbordes-Valmore schildert die Gewalt der Aufstandsbekämpfung als grausame Umkehrung der moralischen Ordnung, die das Versprechen der Kirche eines spirituellen Trostes ad absurdum führt.

Eines düsteren Tages in Lyon

DIE FRAU

Für die Bestattung unserer Toten ist kein Geld da.  
 Der Priester hat die Begräbniskosten genannt,  
 und die Leichen, ausgelöscht durch einen Schuss,  
 erwartet ein verdrehtes Laken, ein Kreuz, Reue.  
 Der Mörder macht sich zum König. ...  
 Wie gebrochene Blumen sammelt Gott  
 Frauen und Kinder ...  
 Der Tod, der angeheuerte Wächter, der die Straße  
 entlanggeht,  
 ist ein Soldat. Er schießt und erlöst  
 den rebellischen Augenzeugen; der morgige Tag  
 wird seine Stimme nicht hören.

DIE FRAUEN

Lasst uns mit den schwarzen Bändern all unsere  
 Tränen abwischen.  
 Sie haben uns verboten, unsere Ermordeten zu holen:  
 Sie haben ihre bleichen Überreste einfach aufeinander-  
 gestapelt.  
 Gott! Segne sie alle, sie waren alle unbewaffnet!

4. April 1834

Der Verweis auf tote Frauen und Kinder fällt ins Auge. Offenbar waren zwar keine Frauen unter den Personen, die am Ende der Kämpfe im April 1834 verhaftet wurden, und keine einzige saß während des darauffolgenden *procès monstre* auf der Anklagebank, doch unter den zivilen Todesopfern fanden sich relativ viele Frauen und Kinder (eine genaue Zahl ist nicht bekannt). Das könnte schlicht bedeuten, dass Frauen zwar dazu neigten, sich aus protestierenden Menschenmen-

gen zurückzuziehen, sobald es zu Gewalttaten kommt, dass es ihnen und ihren Kindern aber schwerfiel, sich den Artillerieschüssen und den Bränden zu entziehen, die durch Explosionen ausgebrochen waren. Desbordes-Valmore verfolgte den zweiten Aufstand nicht mit eigenen Augen mit, aber sie hatte im Alter von 15 Jahren den Aufstand von Guadeloupe 1802 erlebt, der durch Napoleons Entscheidung ausgelöst worden war, auf der Insel die Sklaverei wiedereinzuführen – acht Jahre nach ihrer Abschaffung 1794. In Pointe-à-Pitre, wo sie mit ihrer Mutter wohnte, die an Gelbfieber starb, sah sie, wie gefasste ehemalige Sklaven in einen »Eisenkäfig« gesperrt wurden. Eine Hauptfigur in *Sarah*, dem Roman, den sie 1821 veröffentlichte, ist eine ehemals versklavte Geflüchtete namens Arsène, die als »Ersatzmutter« für die weiße Romanheldin dient. Die Gewalt der kolonialen Unterdrücker hallt in der dichterischen Schilderung des willkürlichen Massakers von 1834 nach.<sup>140</sup>

All denjenigen, die mit den Seidenhändlern sympathisierten, führte die Erfahrung des Aufstands die Zerbrechlichkeit selbst eines gut ausgestaffierten bürgerlichen Daseins vor Augen. Am 22. November 1831, dem Tag nach Ausbruch der Kämpfe, meldete sich der Arzt und Journalist Jean-Baptiste Monfalcon als Freiwilliger, um eine Proklamation des Präfekten zum Hauptquartier der Aufständischen auf den Hügel von Croix-Rousse zu bringen. Während er die Grande Côte hochstieg, wunderte er sich über die Stille: »Kein Knarren eines Webstuhls, kein menschlicher Laut ist auf der Straße zu hören, die gewöhnlich so voller Menschen und Lärm ist.« Aber noch ehe er den Aufstieg nach Croix-Rousse beendet hatte, sah sich Monfalcon umzingelt. 40 Männer, mit ein paar schlechten Gewehren bewaffnet, kreisten ihn ein, beschimpften ihn und nahmen ihm sein Gewehr, den Säbel und die Epauletten ab, die er als Offizier der Nationalgarde trug. Daraufhin fielen die ersten Schläge. Die Proklamation, die er überbringen wollte, wurde ihm aus der Hand gerissen und zertrampelt:



Von allen Seiten höre ich Rufe nach Rache: »Er ist ein Händler; soll er für die anderen zahlen [...]« Starke Hände packen mich am Nacken und zerren mich zum Rinnstein, und mir wird klar, wie diese gewalttätige Szene vermutlich enden wird, als ich, über die Rufe, die Worte vernehme: »Bringt ihn nicht um, er ist mein Arzt, lasst ihn gehen.« Es ist die Stimme eines lahmen Seidenarbeiters, der nicht mein Patient ist, den ich aber gut kenne.

Der hilfsbereite Bekannte überredete die zornigen Seidenweber, das Gewehr ihres Opfers zu inspizieren. Als sie feststellten, dass man damit schon längere Zeit nicht geschossen hatte, ließen sie ihn gehen. Diese Episode ließ Monfalcon sein ganzes Leben keine Ruhe; es war eine körperliche Erfahrung, die ihn nicht wieder loslassen wollte.<sup>141</sup> Als Sohn eines Webermeisters hatte Monfalcon eine ausgezeichnete Bildung genossen und war in der ganzen Stadt für seine wohltätige medizinische Tätigkeit unter den ärmeren Weberfamilien bekannt. Er war ein angesehener Autor von Artikeln zur sozialen Frage und hatte ein Interesse für statistische Analysen und Sozialhygiene, das für seine Zeit charakteristisch war – Philibert Patissier nahm einen Essay von Monfalcon zu den typischen Krankheiten der Seidenweber in sein berühmtes Handbuch über Berufskrankheiten auf. Am Nachmittag des 21. April hatte der Arzt die Verwundeten des ersten Tags der Kämpfe versorgt – bei der Gelegenheit war er dem Mann begegnet, der ihm einen Tag später das Leben rettete. Seine Schilderung dieser Begegnung mit dem Tod, die zuerst in einer Zeitung und, nach unzähligen Änderungen, 20 Jahre später in seinen Memoiren erschien, enthielt eine vielschichtige Botschaft. Sie war eine belehrende Fabel über die erlösende Wirkung sozialen Engagements. Doch Monfalcons Beschreibung eines angesehenen Mannes des Bürgertums, der sich unter einem Hagel von Schlägen duckt, während ihm die Abzeichen seines Rangs abgerissen werden, und der wie eine Färse für den tödlichen Hieb über den Rinnstein gezerrt wird, vermittelt darüber

hinaus eine dringendere Botschaft über den Wert und die Unverzichtbarkeit einer zivilen Ordnung.

Die Unruhen, die im Mai 1843 in Brno ausbrachen, erlangten nie den mythischen Status der Lyoner Aufstände, aber auch sie beunruhigten eins der großen regionalen Zentren der Textilproduktion. Brno war das »Manchester Mährens«, die Heimat einiger der renommiertesten Textilmarken Mitteleuropas: Offermann, Schöller, Peschina, Skene, Haupt und eine Reihe weniger bekannter Unternehmen, die Nischenmärkte in Wien, Pest und Mailand belieferten.<sup>142</sup> Ein Preissprung bei den Lebensmitteln im Winter und Frühjahr 1842/43 hatte die Nachfrage nach Textilien gedrückt, genau wie die milden Temperaturen die Nachfrage nach Winterkleidung senkten, sodass den Herstellern ein Restbestand an unverkaufter Ware blieb. Das Ergebnis war eine Welle von Insolvenzen und Entlassungen. Brno war äußerst empfindlich gegenüber solchen Schwankungen: Von knapp über 45 000 Menschen, die damals in der Stadt und ihren Vororten lebten, waren rund 8000 Weber, von denen mehr als 2600, etwa ein Drittel, Meldungen zufolge bis Ende Frühjahr 1843 ihre Stelle verloren hatten. Allerdings deutet hier weniger auf ein Bewusstsein der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen hin. Statt die Bosse unter Druck zu setzen, wendeten sich die arbeitslosen Weber gegen ihre Kollegen, die noch Arbeit hatten. Beispielsweise legten sie einen Hinterhalt für Gruppen von Webern, die mit Ballen Baumwolle zur Verarbeitung auf dem Heimweg zu den Bergdörfern Rájec, Račice und Zábřovice waren. Diese Arbeiter waren weder Ausländer noch Neulinge; sie hatten seit vielen Jahren für die Fabriken in Brno gearbeitet, ohne jemals einer derartigen Feindseligkeit zu begegnen. Während sinkende Löhne Empörung und Angst vor der Zukunft auslösten, hatte Arbeitslosigkeit tendenziell eine lähmende, streuende Wirkung auf das politische Bewusstsein der Arbeiter.<sup>143</sup> Das einzig Gute für die entlassenen Weber war, dass die schlechte Neuigkeit sie zu Sommeranfang erreichte, sodass ihnen die Hoffnung blieb, vorübergehend eine weniger lukrative Arbeit in der Landwirtschaft zu

finden oder einen harten Job an der Bahnlinie Brünn–Zwittau (heute Brno–Svitavy), die noch im Bau war.

Die Krawalle, die ein Jahr später in den Textilvierteln von Prag tobten, ließen auf einen höheren Organisationsgrad schließen. Die Unruhen begannen am 16. Juni 1844, als die Direktoren der Kattunfabrik Porges Lohnkürzungen ankündigten. Arbeiter verließen ihre Plätze und schickten eine Delegation zur Geschäftsleitung mit der Forderung, nicht nur die derzeitigen Löhne beizubehalten, sondern auch die neuen Blockdruckmaschinen, die sogenannten Perrotinen, nicht in Betrieb zu nehmen. Die Direktoren weigerten sich, die Forderungen zu erfüllen, und gaben die Namen der Delegierten an die Polizei weiter, die sechs von ihnen noch im Lauf der Nacht verhafteten. Anschließend eskalierte das Geschehen rasant. Arbeiter drangen in die Porges-Werke ein und zerstörten mehrere der neuen Maschinen. Eine Sabotagewelle an Maschinen rollte durch die ganze Stadt. Nachdem den Streikenden der Zutritt zu mehreren Orten verwehrt worden war, richteten sie im Prager Bezirk *Perštýn* vor einer Herberge für auswärtige Arbeiter ein Hauptquartier ein. Eine Woche lang blieb so gut wie jede Fabrik in Prag im Streik. Am 24. Juni, nach Beratungen zwischen dem Amt des Provinzgouverneurs, dem Garnisonskommandanten General Alfred Fürst zu Windisch-Grätz und dem Prager Bürgermeister Josef Müller, rückten Truppen und Polizei in die Stadt ein, 525 Streikende wurden verhaftet.

Ein verblüffendes Merkmal dieser Proteste war die Abwesenheit von Frauen. Im Textilsektor stellten Frauen einen großen Teil der Arbeiterschaft; es gab viele ausschließlich weibliche Spezialisierungen, und die Arbeitsplätze von Frauen waren durch die Perrotinen ebenso bedroht wie die der Männer. Doch unter den am 24. Juni verhafteten Streikenden war keine einzige Frau. Das Argument, dass Frauen gewaltsamen Konfrontationen aus dem Weg gingen oder Angst davor hätten, zieht nicht, weil Augenzeugenberichte schildern, wie sich die Frauen, nachdem die Männer verhaftet und zum Amtsgericht auf dem Viehmarkt (*Dobytčí Trh*) gebracht worden waren, »versammel-

ten und anschließend von Haus zu Haus zogen und dabei Rebellen mitnahmen. Jede sammelte Steine in ihrer Schürze, und nachdem sie die Fabrikfenster eingeworfen hatten, erreichte die Menge den Viehmarkt und fing an, Steine auf die Soldaten zu werfen.«<sup>144</sup> Mehrere wurden verhaftet, darunter ihre Anführerin, eine gewisse Josefina Müllerová, und andere wurden mit Bajonetten vertrieben.

Somit hielt weder Angst noch eine Abneigung gegen Gewalt oder die Notwendigkeit, sich um den Haushalt zu kümmern, die Frauen von Protesten und Demonstrationen ab. Bedeutsamer war der masculine Charakter des Vereinslebens unter den Prager Webern. Wie ihre Lyoner Kollegen hatten auch sie ein Netzwerk gegenseitiger Hilfsgesellschaften aufgebaut, das im Fall von Verwundungen, Krankheit, Tod oder Arbeitslosigkeit eine gewisse Absicherung bot. Doch das waren exklusive Männergesellschaften, deren Satzungen für gewöhnlich Frauen den Eintritt verwehrten. Frauengesellschaften waren in Österreich, wie in den meisten Staaten auf dem Kontinent, ohnehin gesetzlich verboten. Und das hieß wiederum, dass, wenn es zum Streik kam, nur die männlichen Druckarbeiter Unterstützung bekamen und nicht die Schneiderinnen, deren Arbeit durch die Störungen ebenfalls unterbrochen wurde. Die einzigen Frauen, die nach den Satzungen der meisten Hilfsgesellschaften einen Anspruch auf Streikgeld hatten, waren »die Ehefrauen der verhafteten Männer«. Folglich waren Frauen nicht nur von einer gleichberechtigten Beteiligung an den finanziellen Vorteilen der Vereinigung ausgeschlossen, sondern auch von den tieferen kulturellen Privilegien, den vierteljährlichen Versammlungen mit ihren umfassenden Protokollen, den Diskussionen, den Abstimmungen, einem reichen Unterricht in kollektivem Handeln. Den arbeitenden Frauen Prags, wie auch vielen englischen Kolleginnen, brachte die Verbesserung der Vereinigungskultur der Arbeiterklasse somit neue Formen der Ungleichbehandlung und Trennung der Geschlechter.<sup>145</sup>

Ein enormes Polizeiaufgebot wurde eingesetzt, um die Unruhen zu beenden und die entkommenen Streikenden aufzuspüren und zu fas-

sen. Die Prager Arbeiterproteste von 1844 riefen die bedeutendste polizeiliche und militärische Aktivität in Mitteleuropa seit den Napoleonischen Kriegen hervor. Wie zu erwarten, gelang es den Arbeitern nicht, die Aufstellung der Perrotinen zu verhindern. Angriffe auf Maschinen waren in diesen Jahren in ganz Mitteleuropa gang und gäbe, und das galt auch für Petitionen und Forderungen von der Art, wie die Prager Streikenden sie ihrer Geschäftsleitung vorlegten. Doch es gelang ihnen niemals, den technologischen Wandel aufzuhalten oder auch nur merklich zu bremsen.<sup>146</sup> Andererseits gab es kleine Fortschritte bei den Löhnen. Die meisten Prager Arbeitgeber erhöhten nach den Streiks in aller Stille die Tarife, um weitere Unruhen zu vermeiden; und die Provinzverwaltung erließ Richtlinien für das künftige interne Management der Beziehungen zwischen Arbeitern und Geschäftsleitung, die den Arbeitern zumindest einige minimale Rechte zugestanden.<sup>147</sup>

Die Nachbeben der Ereignisse in Prag waren noch im ganzen Norden Böhmens zu spüren, als der schlesische Textilbezirk um Peterswaldau und Langenbielau zum Schauplatz des blutigsten Aufstands in Preußen vor den Revolutionen von 1848 wurde. Die Unruhen begannen am 4. Juli 1844, als eine Menge wütender Weber das Hauptquartier der Gebrüder Zwanziger, einer bedeutenden Textilfabrik in Peterswaldau, angriff. Die Firma galt im Ort als skrupelloser Arbeitgeber, der das regionale Überangebot an Arbeitskräften ausgenutzt hatte, um Löhne zu drücken und die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern. »Die Herren Zwanziger die Henker sind«, hieß es in einem beliebten Volkslied, »die Diener ihre Schergen, davon ein jeder tapfer schindt, anstatt was zu verbergen. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut, ihr höllischen Kujone, ihr freßt der Armen Hab und Gut und Fluch wird euch zum Lohne!«<sup>148</sup>

Nachdem die Weber in das Hauptgebäude eingedrungen waren, zerschlugen sie alles, was ihnen in die Finger kam, von Spiegeln, gekachelten Öfen und vergoldeten Spiegeln bis hin zu Kerzenleuchtern und kostbarem Porzellan. Sie rissen alle Bücher, Pfandbriefe, Schuld-

briefe, Dokumente und Papiere, die sie fanden, in Fetzen, stürmten danach durch einen angrenzenden Komplex aus Geschäften, Walzen, Verpackungsräumen, Buden und Lagerräumen und schlugen auf dem Weg alles kurz und klein. Das Zerstörungswerk ging bis zum Einbruch der Dunkelheit weiter, ganze Banden von Webern strömten aus abgelegenen Dörfern zum Schauplatz. Am nächsten Morgen kehrten einige Weber zurück, um die wenigen Bauten zu zerstören, die noch intakt geblieben waren, selbst das Dach. Der gesamte Komplex wäre vermutlich in Brand gesteckt worden, wenn nicht jemand darauf hingewiesen hätte, dass die Besitzer in diesem Fall Anspruch auf eine Entschädigung von ihrer Brandschutzversicherung hätten.

Mit Äxten, Heugabeln und Steinen bewaffnet, zogen die Weber, inzwischen gut 3000 an der Zahl, aus Peterswaldau aus und gingen zum Haus der Familie Dierig in Langenbielau. Hier wurde ihnen von verängstigten Angestellten des Betriebs mitgeteilt, dass jedem Weber, der sich verpflichtete, die Firmengebäude nicht anzugreifen, eine Barzahlung (fünf Silbergroschen) versprochen worden sei. Unterdessen waren zwei Infanteriekompanien unter dem Kommando eines Majors Rosenberger aus Schweidnitz eingetroffen, um für Ordnung zu sorgen; sie stellten sich auf dem Platz vor dem Haus Dierig auf. Damit waren alle Beteiligten der Katastrophe, die darauf folgen sollte, an Ort und Stelle. Aus Angst, dass das Gebäude jeden Moment angegriffen wurde, gab Rosenberger den Befehl, das Feuer zu eröffnen. Nach drei Salven lagen elf Demonstranten tot auf dem Boden, darunter eine Frau und ein Kind, die in der Menge gestanden hatten, aber auch einige Schaulustige, etwa ein kleines Mädchen, das auf dem Weg zur Nähstunde gewesen war, und eine Frau, die von ihrer Tür in gut 200 Schritt Entfernung aus das Geschehen verfolgt hatte. Augenzeugen berichteten, dass der Kopf eines Mannes von einem Schuss zerfetzt worden sei; die blutbefleckte Schädeldecke wurde mehrere Fuß von seinem Leichnam weggeschleudert. Der Trotz und die Wut der Menge kannten jetzt keine Grenzen. Die Soldaten wurden durch einen verzweifelten Vorstoß vertrieben, und die ganze Nacht über

tobten die Weber durch das Haus Dierig und die Nachbargebäude. Waren, Möbel, Bücher und Papier im Wert von 80 000 Talern wurden zerstört.

In den frühen Morgenstunden trafen Truppenverstärkungen, samt Artillerie, in Langenbielau ein, und die Menge, die sich noch in oder nahe den Gebäuden aufhielt, wurde rasch zerstreut. Es kam zu weiteren Krawallen im benachbarten Friedrichsgrund sowie in Breslau, wo eine Schar Handwerker die Häuser jüdischer Kaufleute angriff, aber den in der Stadt stationierten Soldaten gelang es, weitere Tumulte zu verhindern. Etwa 50 Personen wurden im Zusammenhang mit den Unruhen verhaftet; davon wurden 18 zu Haftstrafen mit Zwangsarbeit und Körperstrafen (24 Peitschenhiebe) verurteilt.<sup>149</sup>

Wie in Lyon und Prag waren auch hier niedrige Löhne ein Hauptauslöser, hinzu kam der Rückgang bei Aufträgen wie in Brünn (Brno). Doch die Krise der schlesischen Weber hatte sich schon seit geraumer Zeit zugespitzt, wie selbst die *Times* am 18. Juli berichtete:

Bereits seit langer Zeit ist das Elend unter den Leinenwebern am Handwebstuhl furchtbar. Nunmehr hat es sich auf die Baumwollspinner ausgedehnt, und bei der Beschreibung des Äußeren dieser Arbeiter – die einst einfachen, friedlichen, fleißigen und glücklichen Bewohner der schlesischen Täler – zerreißt es einem das Herz: Blasse, schwindsüchtige Männer mit schlechten Augen, die träge von den Hügeln schlurften, den Stab in der Hand, in ihren blauen Leinenkitteln, und müde das Bündel Leinen zum Meister tragend, das sie für 1 s [Shilling] 6 d [Pence] je 120 Ellen gewebt haben – so ist das Bild der Leinenweber.<sup>150</sup>

Wir haben es hier mit einem völlig anderen Umfeld als bei den Seidenarbeitern von Lyon zu tun. Das waren Arbeiter, die mit Leinen und Baumwolle zu tun hatten, nicht mit Seide, die längst nicht so sicher mit den internationalen Märkten verbunden und anfälliger als ihre Lyoner Kollegen waren, und zwar sowohl für maschinell produzierte

Stoffe aus England als auch für die Wechselfälle der Geopolitik (der schlesische Handel nach Osten über die Grenze zum Russischen Reich war vor Kurzem eingestellt worden). Es gab keine Société du Devoir Mutuel, kein *Écho de la Fabrique*, und kein Netzwerk aus Republikanern trachtete danach, die Weber zu politisieren oder ihren Aufstand zu koordinieren. Das Ganze war roher und provinzieller.

Das eigentlich Erstaunliche an den Ereignissen in Schlesien ist ihre Resonanz im öffentlichen Leben und im intellektuellen Diskurs in allen preußischen Ländereien. Schon vor dem Aufstand selbst waren die Textilregionen Schlesiens in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. In den rheinländischen Städten der Textilindustrie wurden Spenden für die Schlesier gesammelt. Im März zog der Dichter und radikale Literaturgelehrte Karl Grün von Stadt zu Stadt und hielt beliebte Vorträge über Shakespeare; die Einnahmen daraus wurden über die Provinzverwaltung an die Weber des Bezirks Liegnitz geschickt. Im gleichen Monat wurde in Breslau ein »Verein zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern in Schlesien« gegründet. Im Mai, am Vorabend des Aufstands, ging Alexander Schneer, ein Beamter der Provinzverwaltung und Mitglied des Breslauer Vereins, in einigen der am ärgsten betroffenen Gebiete von Haus zu Haus und dokumentierte fein säuberlich die Umstände der Weberfamilien. In diesem sympathisierenden kulturellen Umfeld ist es kein Wunder, dass Zeitgenossen den Aufstand vom Juni 1844 nicht als unzulässigen Krawall, sondern als unweigerlichen Ausdruck eines zugrunde liegenden sozialen Missstands ansahen.

Trotz der größten Anstrengungen der Zensoren verbreitete sich die Nachricht vom Aufstand und seiner Niederschlagung binnen weniger Tage im ganzen Königreich. Von Königsberg und Berlin bis nach Bielefeld, Trier, Aachen, Köln, Elberfeld und Düsseldorf gab es überall ausgiebige Kommentare in der Presse und öffentliche Diskussionen. Es kam zu einer Blüte radikaler Gedichte über die Weber, darunter Heinrich Heines geradezu apokalyptische Beschwörung von 1844, *Die schlesischen Weber*, in der der Dichter das Elend und den vergeb-



listische Analyse der Krise zu erweitern und zu verfeinern. Während sein Bericht aus dem Jahr 1843 über die Elendsviertel von Breslau um lose Gegensätze wie »der Wohlhabende« und »die Armut«, »diese Leute« und »der Reiche« oder »ein Tagearbeiter« und »das freie Bürgertum« strukturiert war, war sein detaillierter Artikel über den schlesischen Aufstand, den er nur sieben Monate später schrieb, auf theoretischer Ebene viel ambitionierter. Hier steht das »Proletariat« dem »Monopol des Kapitals« gegenüber, »das Volk der Produzierenden« den »Konsumierenden« und »die arbeitenden Volksklassen« der Domäne des »Privateigentum[s]«. <sup>151</sup>

Die Diskussion zwischen Arnold Ruge und Karl Marx über die Bedeutung des schlesischen Aufstands bietet eine weitere Illustration des gleichen Prozesses. In einem kleinlauten Beitrag für den *Vorwärts!*, die Zeitschrift deutscher Radikaler im Exil in Paris, argumentierte Ruge, der Weberaufstand sei lediglich ein Hungerkrawall gewesen, der für die Obrigkeit in Preußen keine ernsthafte Gefahr darstelle. Karl Marx antwortete auf die Überlegungen seines ehemaligen Freundes mit zwei langen Artikeln, in denen er genau das Gegenteil behauptete. Er argumentierte, in einem Ton, der fast schon nach preußischem patriotischem Stolz klang, dass weder die englischen noch die französischen »Arbeiteraufstände« einen »so *theoretischen* und *bewussten* Charakter« wie der schlesische gehabt hätten. Lediglich »der Preuße«, so Marx, »stelle sich auf den richtigen Standpunkt«. Mit dem Verbrennen der Bücher der Zwanziger und Dierigs hätten die Weber, gab Marx zu verstehen, ihren Zorn gegen die »Titel des Eigentums« gerichtet und damit nicht nur dem Industriellen selbst, sondern auch dem System des Finanzkapitals, das ihn stützte, einen Schlag versetzt. <sup>152</sup> Nach diesem Streit, der sich letztlich um die Frage der Bedingungen drehte, unter denen eine unterdrückte Bevölkerung erfolgreich revolutioniert werden kann, trennten sich die Wege der beiden Männer unwiderruflich.

Weder in Schlesien noch in Prag, Brünn oder gar Lyon verknüpfte sich die Politik der radikalen Linken ohne Weiteres mit dem Aktivis-

mus der Weber. Doch der erbitterte soziale Konflikt um Ressourcen löste eine negative Energie aus, die das Tempo der politischen Differenzierung beschleunigte. Ein Nachhall der schlesischen Unruhen sollte bis ins späte 19. Jahrhundert ertönen. Gerhart Hauptmanns Drama in fünf Akten *Die Weber* (1892), ein Klassiker des deutschen Naturalismus, ließ den Aufstand auf so lebendige und eindrucksvolle Weise wieder aufleben, dass die Aufführung anfangs von den Berliner Polizeibehörden verboten wurde. Zu den von Hauptmanns Drama gerührten Menschen zählte die Künstlerin Käthe Kollwitz, aus deren Beschäftigung mit diesem Thema die unvergessliche Reihe an Drucken *Ein Weberaufstand* hervorging. Bis heute prägen ihre Zeichnungen der ausgemergelten, hohläugigen Weber in einem aussichtslosen Kampf gegen ein repressives System die allgemeine Erinnerung an die Ereignisse von 1844.

## Galizien, 1846

Im Europa vor 1848 vermischte sich sozial motivierter Ärger mit politischem Konflikt nirgendwo zerstörerischer als in Galizien im Kaiserreich Österreich. Am Abend des 18./19. Februar 1846 fand vor dem Wirtshaus in Lisia Góra, etwa sieben Kilometer nördlich von Tarnów, einer der wichtigsten Städte Westgaliziens, eine außergewöhnliche Begegnung statt. Polnische Patrioten hatten sich versammelt, um einen Aufstand gegen die habsburgischen Behörden anzuzetteln. Unter ihnen waren Delegierte der polnischen Nationalregierung im Pariser Exil wie Graf Franciszek Wiesiołowski und andere erlesene Persönlichkeiten, Angehörige des polnischen Landadels samt Vertretern von ihren Gütern und Mitglieder des polnischen Klerus und akademischer Berufe. Sie waren allesamt bewaffnet, in Vorbereitung eines Aufstands, dessen Ziel es war, die Kontrolle über Galizien und die Freie Stadt Krakau zu übernehmen, einen nationalen Exekutivrat einzusetzen und von dort aus auf die Wiederherstellung eines unabhän-

gigen polnischen Staates hinzuarbeiten. Polen war jedoch eine stark landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft, und den Verschwörern war klar, dass sie die Unterstützung der Bauern brauchten, wenn ihr Vorhaben Erfolg haben sollte. Bauern aus den Nachbardörfern waren eingeladen worden, sich vor dem Wirtshaus mit ihren Waffen einzufinden: Sensen, Heugabeln, Dreschflegel und Spitzhacken. Ein Priester namens Morgenstern, der der Verschwörung angehörte, sprach zu den Bauern und drängte sie, sich mit den polnischen Adligen zu vereinigen. Danach ergriff Graf Wiesiołowski das Wort. Er versprach den Bauern, dass sie für ihre Beteiligung großzügig belohnt würden: Alle ihre Lehnspflichten würden aufgehoben; es sollte künftig keine Frondienste mehr geben; das verhasste Monopol auf Salz und Tabak der Krone würde abgeschafft. Mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet sollten sich die Bauern dem Marsch auf Tarnów anschließen und helfen, ein neues Polen zu gründen.

Nach Wiesiołowskis Rede wandte sich ein Dorfrichter namens Stelmach, der bei den Bauern gestanden hatte, gegen den Grafen und erinnerte die Bauern an die guten Dinge, die die österreichische Regierung für sie getan habe, und flehte sie an, dem Kaiser treu zu bleiben. Von diesem Appell angespornt meldete sich ein anderer Bauer zu Wort und warnte die Menge: »Wenn Ihr den Herren folgt, werden sie Euch vorspannen und behandeln wie Ihr jetzt Eure Pferde und Ochsen.« Es trat eine Pause ein, in der alles in der Schwebe schien. Dann senkte einer der aufständischen Adligen sein Gewehr und erschoss den Bauern, der soeben gesprochen hatte. Er wollte die Versammlung damit einschüchtern, erreichte aber genau das Gegenteil: Die Bauern griffen daraufhin wütend die Aufständischen an. Die Grundherren feuerten ihre Pistolen und Jagdgewehre ab, »aber im Handgemenge waren die Bauern mit ihren Sensen, der furchtbaren Waffe des polnischen Landmanns, im entschiedenen Vortheil«. Auf beiden Seiten kam es zu Opfern. Die Aufständischen ließen 40 Männer, größtenteils schwer verwundet, in den Händen der Bauern zurück, die übrigen ergriffen die Flucht. Unter den Gefangenen waren die Grafen

Wiesiołowski, Romer und Stojowski. Sie wurden alle stramm gefesselt und über Nacht in das Wirtshaus eingesperrt. Eine österreichische Schwadron aus Tarnów holte sie am nächsten Morgen ab.<sup>153</sup>

Ähnliche Szenen spielten sich in den folgenden Tagen und Nächten in ganz Westgalizien ab. Am selben Tag traf sich Graf Karol Kotarski, ein beliebter Gutsherr, der relativ spät zur Verschwörung gestoßen war, in Olesno, nicht weit von Tarnów, mit anderen Aufständischen und versammelte seine Bauern unter Waffen. Er steckte vor ihnen die polnische Fahne in den Boden und versprach ihnen Freiheit von Frondiensten, eigenes Land, das sie nach Belieben bebauen durften, und soziale Gleichheit. Auch hier zeigten sich die Bauern wenig beeindruckt. Sie erwiderten, dass sie Kotarski nichts Böses wünschten, aber nicht die Absicht hätten, gegen ihren guten Kaiser Ferdinand zu kämpfen. Kotarski zog daraufhin ab, um sich auf die Abreise noch am selben Abend zum Sammelpunkt in Klikowa vorzubereiten. Doch die Stimmung unter den Bauern wurde feindseliger, und sie fingen an, das Herrenhaus zu umstellen. Da zeigte sich Kotarski erneut, in Begleitung seines Pfarrers, der die Bauern ebenfalls drängte, sich dem Aufstand anzuschließen. Aber die Bauern brüllten den Pfarrer nieder und forderten, den Gutsherrn an das österreichische Bezirkshauptquartier auszuliefern, weil er nunmehr im Grunde ein Rebell sei. Die Lage geriet allmählich außer Kontrolle. Als die Bauern versuchten, den Gutsherrn festzunehmen, fielen Schüsse, und die Bauern machten von ihren Sensen Gebrauch. In dem folgenden blutigen Kampf wurden Kotarski, der Pfarrer, der Mandatar (der oberste Gutsverwalter) und zwei weitere nicht namentlich genannte Personen getötet. Die übrigen Verschwörer von Olesno, größtenteils verwundet, wurden von den Bauern gefangen genommen, gefesselt und am nächsten Morgen nach Tarnów gebracht.

Der Aufstand in Galizien 1846 zählte zu den blutigsten Episoden innerer Unruhen in Europa zwischen dem Ende der Napoleonischen Kriege und den Revolutionen von 1848. Genau genommen handelte es sich nicht um einen Aufstand, sondern um zwei. Der erste war ein

versuchter landesweiter Aufstand der polnischen Oberschicht in der Provinz und in der benachbarten Freien Stadt Krakau; der zweite war die Welle der bäuerlichen Gewalt gegen die Rebellen, die den ersten Aufstand im Keim erstickte.

Galizien wurde der südliche Teil des ehemaligen polnischen Staates genannt, der während der Teilungen 1772, 1793 und 1795 an die Habsburger gefallen war, als das Königreich von seinen Nachbarn Preußen, Österreich und Russland annektiert wurde. Es umfasste etwa 18 Prozent des ehemaligen polnischen Territoriums, hier lebten jedoch rund 32 Prozent der polnischen Bevölkerung. Das entlang der hügeligen Grenze zwischen Österreich und Russland gelegene Galizien war ethnisch außerordentlich vielfältig, selbst gemessen am Maßstab der Habsburger Ländereien. Es gab verstreute Gemeinden von Juden, Deutschen, Armeniern, Tschechen, Slowaken und Roma, dazu eine Reihe Bergvölker, die Nischen des transkarpatischen Berglands bewohnten: die Lemkos, Boykos und Hutsuls, die Dialekte des Ukrainischen sprachen (und noch sprechen), und Gemeinschaften der Goralen, die polnische Dialekte sprechen, die dem Ukrainischen relativ nahe sind. Die dominierenden Nationalitäten Galiziens waren jedoch die Polen im Westen (der heute zu Polen gehört) und die Ukrainer der östlichen Bezirke um Lemberg/Lwiw (heute Teil der Ukraine).

Bereits seit mehreren Jahren hatte Galizien eine verstärkte politische Aktivität durch Netzwerke polnischer Nationalisten erlebt. Viele Flüchtlinge, die nach dem gescheiterten Kadettenaufstand von 1830/31 aus dem russischen Teilgebiet geflohen waren, landeten in Galizien, wo sie hofften, ein Zentrum für irredentistische Tätigkeit jenseits der russischen Grenze aufzubauen. Bemühungen der habsburgischen Behörden, sie zum Weitergehen zu bewegen, hatten nur zum Teil Erfolg, weil die Flüchtlinge ohne Weiteres in dem polnischen Milieu des Landadels aufgingen und sich mit Leichtigkeit von patriotisch gesinnten Pfarrern gefälschte Taufurkunden beschaffen konnten, die ihre galizische Identität bestätigten. Seit Anfang der

1840er Jahre meldeten Lageberichte der habsburgischen Polizei aus den galizischen Bezirken durchgängig ein hohes Maß an revolutionärer Aktivität unter dem polnischen Landadel und seinen Anhängern. Die Provinz wurde mit nationalen Flugblättern und Büchern überflutet, die auf etlichen geheimen Routen über die Grenze geschmuggelt wurden. Im Jahr 1845 leiteten die Behörden eine Ermittlung zu den Aktivitäten eines gewissen Eduard Rylski aus Gorczków ein, den Sohn eines Grundbesitzers, der die Bauern in seinem Bezirk drängte, sich gegen die österreichische Regierung zu erheben. Es stellte sich heraus, dass Rylski den Bauern versprochen hatte, die Vertreibung der »Deutschen« sei der Schlüssel zur Befreiung von *robot* (Frondiensten) und zur Abschaffung der Salz- und Tabaksteuern.<sup>154</sup> Es war ein raffiniert verpackter Aufruf, doch grundbesitzenden Adligen, die versprachen, die Bauern zu befreien, mangelte es an der nötigen Glaubwürdigkeit: Die polnischen Adligen selbst waren die Hauptstützen und Nutznießer des Feudalsystems, von dem *robot* ein fester Bestandteil war. Salz und Tabak waren etwas anderes – dabei handelte es sich um Monopole der österreichischen Krone. Aber warum sollten die Bauern polnischen Adligen Glauben schenken, die ihnen versprachen, ebenjenes System abzuschaffen, das sie zu einem privilegierten Stand innerhalb ihrer eigenen Gesellschaft machte?

Die polnische irredentistische Bewegung, angeführt von Exilpolen in Paris, war selbst in der Frage gespalten, ob der künftige polnische Aufstand seinem Wesen nach rein national und politisch sein sollte oder ob er eine Dimension des sozialen Wandels umfassen sollte. Der aristokratische, konservative oder gemäßigte Flügel der Emigranten befürwortete im Großen und Ganzen die erste Variante: zuerst das alte Vaterland wiederherstellen, wenn möglich über internationale Diplomatie, und sich später Fragen der inneren Herrschaft widmen. Der demokratische Flügel hingegen plädierte für einen revolutionären, sozialen Ansatz: Die Wiederherstellung des Vaterlands sollte mit einem Prozess umfassender sozialer Emanzipation verknüpft sein, der dem Geschehen selbst in den Augen der niedersten Polen Legi-

timität verschaffen würde.<sup>155</sup> In den 1830er und 1840er Jahren blieb die Spannung zwischen den demokratisch-revolutionären und aristokratischen Sichtweisen der polnischen nationalen Zukunft ein Problem für die polnischen Irredentisten in Galizien. Die erste Variante gefiel den Grundbesitzern, hatte aber den Bauern in Leibeigenschaft wenig zu bieten. Die zweite war potenziell für die sozial Benachteiligten attraktiv, schreckte aber viele Mitglieder des traditionellen Landadels ab.

Dem galizischen Hinterland war kein einziges Problem erspart geblieben, unter dem die europäische Agrargesellschaft litt. Wie in so vielen anderen Regionen hatte auch hier das Bevölkerungswachstum das Ungleichgewicht in einem sozialen Gerüst verschärft, das neben wenigen wohlhabenden Bauern aus einer wachsenden Schicht Ausgegrenzter bestand, die sich mit Mühe und Not über den Anbau einer kleinen Parzelle und Lohnarbeit auf den Gütern über Wasser hielten. Es gab auch ein gewisses Maß an dörflicher Weberei und Handwerksarbeit, doch deren Produkte waren hauptsächlich für den lokalen Konsum gedacht: Die bäuerlichen Fertigwaren wurden nicht über exportorientierte Handelsnetzwerke angeboten, sondern direkt von den Gutsherren aufgekauft, deren Monopsonie, oder Nachfragemonopol, sie geradezu einlud, niedrige Preise festzusetzen. Die Durchdringung der lokalen Gutswirtschaft mit kapitalistischen Marktstrukturen war hier nicht so weit entwickelt wie etwa in der preußischen. Folglich war das Problem weder die Industrialisierung noch die Kommerzialisierung, sondern vielmehr der fehlende Zugang zu wirtschaftlichen Chancen außerhalb des Geflechts der Grundherren. Auch als Verbraucher waren die Bauern auf vielen Gütern teilweise von der Außenwelt abgeschnitten; so waren sie beispielsweise gezwungen, festgelegte Mengen des Biers und der Spirituosen zu kaufen, die das Gut mit lokal geerntetem Getreide produziert hatte.

Als Folge kam relativ wenig vom Wohlstand, den die galizische Landwirtschaft erzeugte, bei denjenigen an, die das Land wirklich bebauten. Ein Zeichen der sich zuspitzenden Armut galizischer Bauern

war ihre zunehmende Abhängigkeit von Kartoffeln. Im Jahr 1845, als die Knollenfäule in ganz Europa zuschlug, wurde in Galizien viermal so viel Ackerland für den Kartoffelanbau genutzt wie für Weizen und Roggen zusammen.<sup>156</sup> Im Winter 1845/46 löste die wachsende Hungersnot auf dem Land, wie in anderen Teilen Europas auch, Unterstützungsbemühungen durch die Behörden aus; billiges Brot wurde neben anderen Lebensmitteln in die großen Städte geliefert, Maßnahmen, die im Übrigen dazu beitrugen, die Loyalität der Bauern zu den österreichischen Behörden zu stärken.

In einer von so tiefen Ungleichheiten geprägten Agrargesellschaft war es für eine Schar polnischer Grundbesitzer immer schwierig, ihre Untertanen dazu zu überreden, ihr Los mit einem aristokratischen nationalen Aufstand gegen Österreich zu verknüpfen, umso mehr weil der geringe Alphabetisierungsgrad (nur 20 Prozent der Kinder in der Provinz gingen zur Schule) es Diaspora-Organisationen erschwerte, Propagandaarbeit zu betreiben.<sup>157</sup> In den von aufständischen Befehlshabern ausgegebenen Instruktionen hieß es, die Bauern sollten mithilfe von Reden und Predigten aufgewiegelt werden; man sollte ihnen versichern, dass das Ziel des Aufstands nicht die Wiederherstellung des alten Polens sei, sondern die Schaffung »eines neuen Polens, das eine ganz freie und humane Grundlage haben werde«.<sup>158</sup> Die Grundbesitzer versprachen freilich die Erleichterung der »Lehns-pflichten«, aber – so konnten sich die Bauern durchaus fragen – wenn sie sich so sehr nach einer brüderlichen Gleichheit zwischen Herr und Bauern sehnten, warum waren diese Veränderungen dann nicht schon längst eingeführt worden? Für eine Reihe aufständischer Güter liefen noch im Jahr 1846 langwierige juristische Verfahren zwischen Bauern und Gutsverwaltern wegen des Missbrauchs der Frondienste und anderer lokaler Streitigkeiten. Das war nichts Ungewöhnliches – solche Streitfälle sind im ganzen damaligen Europa anzutreffen –, aber vor diesem Hintergrund torpedierten sie die Logik einer polnischen Nationalbewegung, die sich auf die Annahme einer Gemeinsamkeit der Empfindungen und Solidarität unter allen Polen grün-



dete. In vielen Teilen des Kontinents wandten sich Bauern über Petitionen an übergeordnete Behörden, um eine Linderung des angeblichen Missbrauchs der lokalen Oberschicht zu erlangen, doch in Galizien komplizierten solche Schiedsverfahren die Sache, weil sie die habsburgischen Justizbehörden nicht in die Position des Unterdrückers drängten, sondern in die des Hüters. In den östlichen Bezirken Galiziens kam noch der Umstand hinzu, dass die Bauern, die für die Güter arbeiteten, zum größten Teil keine Polen, sondern Ukrainer waren, deren Klerus und religiöse Riten sie von der Schicht der polnischen Grundbesitzer distanzierten. Für sie hatte die Vorstellung eines polnischen nationalen Aufstands einen noch geringeren Anreiz als für ihre polnischen Kollegen im Westen. Selbst ein hervorragend organisierter polnischer Aufstand wäre folglich beim Versuch, Galizien gegen das Kaiserreich aufzuwiegeln, auf große Hindernisse gestoßen. Und deshalb war der Aufstand auch von Anfang an vom Pech verfolgt.

Das Zentrum der Vorbereitungen lag nicht in Galizien selbst, sondern in der Exilgemeinde, insbesondere in den Kreisen der Polnischen Demokratischen Gesellschaft, die in Paris im Zuge des gescheiterten Aufstands von 1830/31 gegründet worden war. Die Gesellschaft ernannte den Schriftsteller und Militärtheoretiker Ludwik Mierosławski zum Führer und Befehlshaber der Operationen in Galizien. Umfassende Pläne wurden geschmiedet, nicht nur für die Institutionen des künftigen polnischen Staats, sondern auch für dessen Außen-, Handels- und Sozialpolitik, auch wenn die Details dessen, wie die künftigen polnischen Behörden mit sozialen Umfragen umgingen, schwammig blieben, weil sich die Planer hauptsächlich mit den militärischen Vorbereitungen für ihr Vorhaben befassten. Der Aufstand sollte in Galizien und in der Freien Stadt Krakau beginnen, sich anschließend aber auf alle drei Teilungsgebiete ausweiten.

Mierosławski war zuversichtlich, dass ein rascher und gut koordinierter bewaffneter Aufstand allein durch den Adel ausreichen werde, um die Hauptziele zu erreichen. Am 15. Februar musste die Ver-

schwörung jedoch einen lähmenden Rückschlag hinnehmen: Der Befehlshaber und seine Helfershelfer wurden von der preußischen Polizei in der Stadt Posen verhaftet, wo sich die Verschwörer für letzte Absprachen versammelt hatten. Zusammen mit den Haupt-  
rädelsführern fielen auch Mierosławskis geheime Papiere in die Hände der Polizei, samt grässlicher Anweisungen bezüglich der Tötung von »Unterdrückern« an jedem Ort in den ersten Stunden des geplanten Aufstands, der Ausschaltung der Besatzungstruppen mithilfe einer Kombination aus »Kriegslist und Sizilianischer Vesper« und der Einrichtung provisorischer Organe mit diktatorischen Vollmachten. Noch ärgerlicher war die Tatsache, dass die Information, die es der preußischen Polizei gestattet hatte, das Komitee auszuheben, aus den Kreisen des polnischen Landadels stammte, der wegen der Aussicht eines revolutionären Aufstands Angst hatte.<sup>159</sup> Dieses böse Omen sollte den Aufstand während des ganzen kurzen Verlaufs überschatten.

Erstaunlicherweise, mag man sagen, liefen die Vorbereitungen dennoch weiter. Nur in Krakau gelang es den Aufständischen vorübergehend die etablierten Behörden abzusetzen. Hier, wo der Traum von einer polnischen nationalen Wiedergeburt breitere gesellschaftliche Unterstützung genoss, waren sie eine Zeitlang die unumstrittenen Herrscher des knapp 60 Quadratkilometer umfassenden Gebiets der Freien Stadt. Der Krakauer Aufstand wurde erst nach der Schlacht von Gdów endgültig gebrochen, als eine habsburgische Streitmacht unter Oberst Ludwig von Benedek (verstärkt durch eine große Formation bäuerlicher Freiwilliger) die größte aufständische Gruppe zerschlug, die in der Region noch in Aktion war. In Galizien selbst wurde der Aufstand, wie gezeigt, von Anfang an durch die Bauernschaft verhindert.

Was die Zeitgenossen am meisten an den Ereignissen dieser Tage schockierte, war das extreme Ausmaß der Gewalt. Am 19. Februar bot die Kreisstadt Tarnów, laut Augenzeugenberichten, »ein Bild, wie sich kaum ein zweites in der Geschichte findet«.<sup>160</sup> Schlitten und

Wagen näherten sich der Stadt, umgeben von Bauern, die mit Sensen, Piken, Dreschflegeln, Heugabeln und Gewehren bewaffnet waren. Auf den Wagen lagen, in ihrem eigenen Blut, die entstellten Leichname von Adligen, Beamten und Verwaltern. Nachdem die Bauern die Aufständischen schon während der Mobilisierung besiegt hatten, suchten sie, nunmehr in vielen Fällen mit den Gewehren der Toten bewaffnet, nach Verdächtigen in deren Häusern. Wenn die inzwischen entsetzten Aufständischen oder mutmaßlichen Aufständischen versuchten, sich zu verteidigen, indem sie aus dem Fenster auf die Angreifer schossen, dann stürmten diese das Haus oder steckten es einfach in Brand. Manchmal kamen alle Männer, Frauen und Kinder im Innern um. Die Gewalt hielt mehrere Tage lang an. Einige Leichen wurden nach Tarnów gebracht; andere wurden in Gräben vor den Friedhöfen geworfen und ohne viel Aufheben beerdigt. Schinden, Verstümmelungen vor den Augen der Angehörigen und theatralische Enthauptungen, alles hatte seinen Platz in dieser grausigen Saga der Massaker.

Der Pfarrer Karol Antoniewicz, der einen sechsmonatigen Missionsauftrag in drei galizischen Kreisen angetreten hatte, als der Aufstand ausbrach, lief tagelang durch Szenen der Verwüstung und staunte über die Zügellosigkeit der Barbarei. Er fand zahlreiche Herrenhäuser vor, aus denen man alles entweder gestohlen oder sie schlicht zerschlagen hatte. Als er sich den Ruinen eines Hauses näherte und fragte: »Wo ist der Besitzer?«, antworteten die Einheimischen für gewöhnlich: »Er starb unter den Dreschflegeln.« Besonders schockierend waren die Berichte über ermordete Geistliche und der Anblick geschändeter Kirchen. Die gleichen Menschen, die so eifrige Kirchengänger gewesen waren, waren zu »Kirchenplünderern« geworden. »Sie brachen ein und entweihten die Kreuze, vor denen sie, einen Monat zuvor, noch gekniet hatten.« Die ganze »patriarchale, soziale Ordnung« war vernichtet worden.<sup>161</sup> Antoniewicz kam nicht in den Sinn, dass die Aufständischen selbst, indem sie die polnischen Geistlichen als Gesandte und Fürsprecher rekrutiert hatten, seine Kollegen in Gefahr gebracht hatten.

Besonders schrecklich war das Los der Familie Bogusz. Stanislaus Bogusz, der 87-jährige Besitzer des Guts bei Rzendzianowice, wurde in seinem Herrenhaus erschlagen. Seine Söhne Wiktoryn, der krank war, und Nicodem, der fast völlig gelähmt war, wurden beide vor ihren Frauen und Kindern zu Tode geprügelt. Seinem Enkel Vladimir, 14 Jahre alt, wurde die Kehle durchgeschnitten. Ein weiterer Sohn, Titus, wurde aus dem Dachfenster des Gutshauses auf die Pflastersteine des Hofes geworfen und erlag seinen Verletzungen. Der 46-jährige Stanislaus junior wurde von Bauern in Jaworce gefasst und vor den Magistrat in Pilsno gebracht. Aber eine andere Bauernbande zwang den Bürgermeister, ihn auszuhändigen, riss ihm die Kleider vom Leib und schlug, als er versuchte wegzulaufen, mit ihren Dreschflegeln so brutal auf ihn ein, dass »das Gehirn hervordrang«. <sup>162</sup> Als die Bauern eine andere Gruppe aus vier Männern von dem Gut einfingen, darunter Victor, einen weiteren Bogusz-Bruder, und einen lokalen Lehrer namens Adam Pochorecki, schlugen sie eine Zeitlang auf sie ein und schnitten ihnen dann die Kehle durch. <sup>163</sup>

Nachdem der Plan um Tarnów so schiefgegangen war, wurden an alle anderen regionalen Kommandeure Befehle verschickt, nicht in Aktion zu treten, sondern weitere Instruktionen abzuwarten. Doch nicht alle diese Befehle erreichten ihr Ziel. Die Order für Graf Moriz Sikorski, den lokalen Befehlshaber des Aufstands in Sambor (heute Sambir in der Ukraine), wurde abgefangen, als der Kurier mit der Botschaft verhaftet und an die Polizei in Lemberg (polnisch Lwów, heute Lwiw in der Ukraine) überführt wurde. Unterdessen ging Sikorski weiter nach Plan vor, ohne Nachrichten über Erfolg oder Misserfolg von anderen Orten abzuwarten. Am Abend des 20. Februar wurde das übliche Prozedere in die Wege geleitet: Die Bauern aus den sieben Dörfern des Guts bei Horożana südöstlich von Lemberg wurden angewiesen, am nächsten Morgen mit Sensen, Dreschflegeln, Heugabeln und Spitzhacken vor dem Gutshof zu erscheinen. Rund 60 Verschwörer, die zum großen Teil am selben Morgen mit der Kutsche angereist waren, nahmen ihre Position auf einer Holztribüne

ein, die man vor dem Tor des Haupthofes aufgebaut hatte. Die Bauern der verschiedenen Dörfer stellten sich in ihren jeweiligen Kontingenten vor der Tribüne in einem großen Halbkreis auf. Vor jedem Kontingent standen der Dorfmagistrat und die Ältesten. Laut einer Schilderung stieg Sikorski auf die Tribüne, hisste die polnische Fahne und hielt eine flammende Rede, in der er seine Zuhörer als »polnische Brüder« ansprach. Das war kein guter Anfang. Von den Bauern waren Rufe zu hören: »Wir sind Ruthenen! Wir sind Ruthenen!« Laut einem anderen Bericht ergriff der Mandatar Czaplicki das Wort, indem er seine rechte Hand zum Schwur erhob. Er kündigte an, dass von heute an sämtliche Frondienste und Abgaben abgeschafft würden, dass Tabak und Salz künftig günstig zu erwerben wären und dass sie alle, Adlige wie Bauern, künftig frei und Brüder wären, zunächst aber sollten die Bauern sich bewaffnen und den Kaiser und die »Deutschen« verjagen, welche sie so sehr unterdrückt hätten.<sup>164</sup>

An diesem Punkt meldete sich der Magistrat Dmytro Kuchar, ein Ruthene, zu Wort und erklärte, es werde nicht so kommen, wie der Verwalter es wünsche. Man werde den Kaiser keinesfalls vertreiben, weil das lediglich die Tage der polnischen Konföderation wiederbrächten, als jeder König sein wollte und jeder polnische Adlige seine Bauern straflos misshandeln konnte. Es kam zum Kampf. Den Verschwörern gelang es, sich im Hof zu verbarrikadieren. Die Bauern steckten das Tor in Brand, und als die Verschwörer einen Ausbruch wagten, ereilte sie das gleiche Los wie so viele ihrer Gleichgesinnten im ganzen Land: Sie wurden von Sensen niedergemäht und von den Flegeln erschlagen. Die Toten und Halbtoten wurden auf Karren verladen und nach Lemberg gebracht.<sup>165</sup> Graf Sikorski ereilte ein besonders trauriges und dramatisches Ende: Ihm gelang mit einem Freund ein Ausbruch aus dem Hof. Als sie erkannten, dass sie keine Chance hatten, ihren Verfolgern zu entkommen, richteten sie ihre Waffen aufeinander. Dem Geschehen lag die gleiche Logik zugrunde wie in den westlichen Gebieten, mit der zusätzlichen Schärfe des ethnischen Unterschieds. Dennoch war ein so brutaler Gewaltausbruch in den öst-

lichen Kreisen eher ungewöhnlich, wo der Aufstand größtenteils ohne Blutvergießen im Keim erstickt wurde.

Die Grausamkeit der Ereignisse in Galizien, die Heftigkeit so vieler miteinander verknüpfter Massaker schockierten die Zeitgenossen und rauben einem noch heute den Atem. Die Schätzungen der Zahl der Todesopfer reichen von 500 bis 3000; die besten Schätzungen liegen um 1000 Tote. Rund 500 Gutshäuser wurden zerstört. Ein Bericht, der gut 50 Jahre später von einem Adligen geschrieben wurde, der diese Ereignisse als vierjähriges Kind erlebt hatte, gibt den dauerhaften Nachhall des Traumas wieder: »Es kommen so starke Emotionen auf«, schrieb er, »dass sie die Seele eines Kindes bewegen, ein so gewaltiges Erlebnis, dass es der Schwelle zur Entwicklung der eigenen Identität gleicht.«<sup>166</sup>

Es wurde nie Einigkeit darüber erreicht, was nun genau geschehen war und weshalb. Die erhaltenen Quellen, die entweder von den Verwandten oder Fürsprechern der Opfer oder von den österreichischen Behörden stammen, liefern extrem polarisierte Versionen der Ereignisse. Sowohl in der zeitgenössischen Presse als auch in der Geschichtsschreibung ist die Wahrnehmung entlang der Trennlinien von entgegengesetzten nationalen und ideologischen Positionen gebrochen. Wer die Legitimität des Kaiserreichs Österreich und der politischen Ordnung, für die es stand, bekräftigte, neigte dazu, die Skrupellosigkeit der Aufständischen hervorzuheben. Wie konnten sie überhaupt das Risiko eingehen, einen Aufstand anzuzetteln, der nur mit der Unterstützung einer Bevölkerung Erfolg haben konnte, die der rebellischen Elite größtenteils misstraute oder sie gar hasste? Für national gesinnte Polen und jene, die die Rechtschaffenheit ihrer Sache betonten, stand die Legitimität des Aufstands völlig außer Frage (auch wenn unschöne Debatten über den Zeitpunkt und die Planung geführt wurden). So gut wie jedes Puzzleteil der Erzählung ist umstritten.<sup>167</sup> Österreichische Schilderungen hoben das repressive Verhalten der polnischen Grundherren hervor. Polnische wiederum argumentieren, der Antagonismus zwischen Bauern und Herren sei von

den Österreichern bewusst geschürt worden.<sup>168</sup> In österreichischen Darstellungen sind die Mörder aufgebrachte Bauern; in polnischen sind sie »außerdienstliche, kaiserliche Söldner«, Kriminelle und »Vagabunden der großen Straßen« – ein Lumpenproletariat, das sich von seiner polnischen Herkunft entfremdet habe.<sup>169</sup> In österreichischen Darstellungen wird die Bekämpfung des Aufstands als spontane loyale Reaktion auf die Rebellion ausgegeben, in polnischen und polnischen als mörderischer Anschlag, der von den Tätern und den habsburgischen Behörden schon im Vorfeld geplant worden sei.

Die Überzeugung, die Behörden hätten den Mitgliedern bäuerlicher Banden angeboten, sie für die abgeschlagenen Köpfe gefangener polnischer Aufständischer mit Geld und Salz zu bezahlen, hielt sich hartnäckig im polnischen öffentlichen Gedächtnis. Die Legende wird anschaulich in Jan Nepomuk Lewickis Gemälde *Galizisches Gemetzel (Rzeź galicyjska)* vor Augen geführt, auf dem Bauern zu sehen sind, die respektvoll an einem habsburgischen Militärposten Schlange stehen und die abgetrennten Köpfe polnischer Adliger an den Haaren halten. Ein Offizier verteilt unterdessen Geld und Salz; und Unmengen an Geschirr aus den Gutshäusern stapeln sich unter einem Tisch. In Wirklichkeit gibt es in den Dokumenten nicht den geringsten Hinweis auf einen »Judaslohn« für die Köpfe der Rebellen. Ebenso wenig gibt es einen Beweis für die in frühen polnischen Schilderungen wiederholt aufgestellte Behauptung, die Österreicher hätten nur fünf Złoty für lebende Aufständische, aber zehn für tote gezahlt.<sup>170</sup> Andererseits besteht kaum ein Zweifel daran, dass die Behörden, nachdem sie trotz ihrer ausgezeichneten Aufklärung im Vorfeld recht unzureichende Sicherheitsvorkehrungen für einen derartigen Aufstand getroffen hatten, einige Tage lang den Geschehnissen ihren Lauf ließen, nachdem sie erkannten, dass sich die Lage vor Ort zu ihren Gunsten entwickelte – selbst Clemens von Metternich, der mächtigste Minister des Kaisers, äußerte sich kritisch über deren Trägheit.<sup>171</sup> Es trifft auch zu, dass untere Beamte in zwei Orten, die kaum Polizisten und Soldaten hatten, Belohnungen für die Auslieferung von (lebenden)

Aufgrund der Gleichzeitigkeit der beiden entgegengesetzten Aufstände fällt es schwer, sie zu deuten. Der polnische Aufstand lässt sich ohne Weiteres in den Kontext der langen Folge heldenhafter gescheiterter Aufstände einordnen, der den Kampf der Polen um eine unabhängige nationale Existenz durchzog. Er wurde zum Teil durch eine emanzipatorische, modernisierende Agenda angetrieben, zumindest seitens einiger Emigranten, die an der Planung beteiligt waren. Heißt das nun umgekehrt, dass die Bauernrevolte eine Konterrevolution war? Oder war es eine Revolte gegen den Feudalismus? Immerhin waren die meisten Grundherren wenig begeistert über die Aussicht eines gesellschaftlich radikalen Aufstands, und Bauernführer wie Jakub Szela sahen in dem polnischen Aufstand die unerfreuliche Aussicht eines wiederhergestellten und ungezügelter Feudalismus. Auch Szelas Ansehen ist entlang nationaler und ideologischer Trennlinien gespalten. In den Augen der Habsburger war er ein aufrechter Bauer, der von der jahrelangen Misshandlung unter seinen Herren (der Familie Bogusz!) getrieben wurde. In den Augen der überlebenden Bogusz-Angehörigen und der nationalen Erinnerung der polnischen Adelstradition tritt er als unausstehliche Prozesspartei und österreichischer Lakai auf, der zum kaltblütigen Mörder wurde, sobald sich die Gelegenheit bot, mit sozial Höhergestellten abzurechnen. Doch die Bauern des Kreises Tarnów gedachten seiner als »Bauernkönig«, der es wagte, den Herren die Stirn zu bieten, und für einige polnische und marxistische westliche Historiker der Zeit des Kalten Krieges war Szela ein bäuerlicher Revolutionär.

Wie immer wir dieses kurze, drastische Aufflammen extremer Gewalt in Mitteleuropa auch deuten, es steht exemplarisch für die multi-vektorielle, diffuse Eigenart sozialer Aufstände. Der nationale Traum des Grundbesitzers mag sich als der feudale Albtraum des Bauern entpuppen. Politische und soziale Beschwerden ließen sich unter Umständen nicht vereinigen. Aufstände konnten verschmelzen und sich gegenseitig verstärken, oder sie konnten sich gegenseitig auslösen. Beide Situationen sollten während der Revolutionen von 1848



eintreten. Die Vielseitigkeit der Welt, kommentierte Marx in einem seiner Essays von 1842 zum Forstgesetz, sei abhängig von den »vielen Einseitigkeiten« ihrer Bestandteile.<sup>172</sup>

Galizien war auch eine Ermahnung daran, welche Risiken es mit sich brachte, wenn eine politische Führung es versäumte, die Landbewohner bei ihrer Planung zu berücksichtigen. Eine neue Ära sei angebrochen, brüstete sich Metternich sinngemäß in einem Brief vom März 1846 an Feldmarschall Joseph Wenzel Radetzky, den österreichischen Oberbefehlshaber in Italien. Die Demokraten hätten ihre Basis falsch eingeschätzt; eine Demokratie ohne das Volk sei eine Chimäre.<sup>173</sup> Metternichs Ära ging zu Ende, und Fürst Felix Schwarzenberg, der nach den politischen Erdbeben von 1848/49 bei der Umstrukturierung des habsburgischen Systems eine zentrale Rolle spielen sollte, stattete den Schauplätzen der Gewalt einen Besuch ab und zog seine Schlüsse daraus. Ein emblematischer Zwischenfall erregte vor allem seine Aufmerksamkeit. Bei Pilsno sei er, nach eigener Aussage, einer Gruppe bewaffneter galizischer Bauern begegnet und habe sich erkundigt, was sie vorhätten. Sie erwiderten (auf Polnisch): »Wir haben ein paar Polen hergebracht.« Schwarzenberg war verwirrt: »Was heißt das ›Polen‹? Und was seid *ihr* denn?« »Wir sind keine Polen«, erwiderten die Bauern. »Wir sind kaiserliche Bauern.« »Und wer sind dann die Polen?«, fragte Schwarzenberg. »Oh, die Polen!«, erwiderten sie. »Das sind die Herren, die Verwalter, die Angestellten, die Professoren, aber wir sind Bauern, kaiserliche Bauern!«<sup>174</sup> Ob Schwarzenberg dieses Gespräch wirklich führte oder lediglich von einem anderen davon hörte und ob es überhaupt jemals stattfand, ist von sekundärem Interesse; die Anekdote gibt einen Aspekt der österreichischen Sichtweise der Ereignisse wieder. Unter anderen schienen die Antworten der »kaiserlichen Bauern« bei Pilsno anzudeuten, dass die Ärmsten und am stärksten Geknechteten, bei all ihren legitimen Beschwerden, tatsächlich eine Ressource sein könnten, auf die sich Konservative, oder zumindest Menschen mit einem Interesse an der Erhaltung oder Wiederherstellung der Ordnung, in

